Wien vor zwanzig Jahren,

oder:

Baron Rothschild und die Tischlerstochter.

Roman

von

Adolf Bäuerle,

Verfasser der »Therese Krones«.

Zweiter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1855.

Hartleben's Verlags-Expedition.

Erstes Capitel.

Die Flucht.

Um den Transport des »wilden Mannes« in der Stärkmachergasse zu veranlassen, und dann selbst so schnell als möglich nach der Stadt zu fahren, hatte Hirschmeyer zwei Fiaker gemiethet. Der eine hielt an der Ecke der besagten Gasse, der andere nächst dem »goldenen ABC«, einem bekannten Gasthause in Margarethen. Hirschmeyer schob den Schlosser in den ersten Fiaker, der bereits seine Instruction, selbst für den Fall, daß die beabsichtigte Entführung nicht gelingen sollte, erhalten hatte, und in den andern Fiaker setzten sich Hirschmeyer und Therese.

»Ich kann mit Dir nicht nach Hause fahren,« sprach Hirschmeyer zu Theresen; »ich bin als Schmuggler den Behörden verdächtig worden, und muß mich deshalb für eine Zeit von Wien entfernen, bis meine Angeber vernichtet sind; Du darfst mich aber nicht verrathen, und wer auch immer nach mir fragen möge, dem sagst Du, ich sey verreist.«

»Fort wollen Sie? Fort? Mich der Wuth des entsetzlichen Weibes neuerdings aussetzen? Wissen Sie, was sie mir gethan hat, als Sie nicht nach Hause kamen?«

»Was sie Dir gethan hat? Laß mich vorerst fragen, was sie Dir hätte thun können!«

»Sie hätte mich erwürgen, erdolchen können, wenn mich nicht meine Geistesgegenwart gerettet hätte! Als sie in Ihre Wohnung eintrat und Sie nicht fand, wüthete sie. Ich ersuchte sie, nur einige Minuten zu verziehen, Sie würden bald nach Hause kommen, aber davon wollte sie nichts wissen.

»Warum hat er es denn so dringend gemacht, daß ich auf der Stelle zu ihm kommen mußte?« tobte sie. »Wollte er mich narren? Oder steckt da irgend eine Finte dahinter? — Wenn ich auf eine Schlechtigkeit dieses Patrons komme, wenn ein Verrath mir droht, dann bring ich ihn an den Galgen!«

»Ich beschwichtigte sie, und bat sie recht freundlich, zu warten.

»Sie wartete wirklich eine halbe Stunde, zwar unter immerwährenden Flüchen und Verwünschungen, aber sie wartete. — Endlich aber riß ihr die Geduld. Sie brach in gräßliche Beschimpfungen aus. Nicht einer der schändlichen Namen, die sie Ihnen gab, wird über meine Lippen kommen, aber es waren Bezeichnuugen unter diesen Namen, welche man nur Missethätern beilegt.«

»Gräßliches Weib!« sprach Hirschmeyer dumpf für sich hin.

»Es ist klar,« schrie sie endlich, »man hat mich von meinem Hause entfernt, um darin irgend eine Schandthat zu begehen, und sie, Creatur,« setzte sie hinzu, »hat die Hand dazu geboten; sie ist beauftragt worden, mich aufzuhalten, um einen Gewaltstreich gegen meinen Mann ausführen zu können, einen Gewaltstreich, welcher dem ruchlosen Hirschmeyer ein Nagel zu seinem Sarge werden

soll, wenn ein solches Scheusal, wie dieser Hirschmeyer ist, nach seinem Tode in einen Sarg gelegt werden könnte.«

»Ihr, erbärmliche Helfershelferin, werde ich sogleich meine Rache empfinden lassen! Sie erdroßle ich, und versuche sie es nicht, mir entrinnen oder um Hilfe rufen zu wollen. Ich stoße ihr dieses Messer,« dabei zog sie ein großes Messer aus ihrem breiten Faltenkleide, »in den Hals, dann röchle sie um Hilfe, aber sie wird bald ausgeröchelt haben. Heraus mit der Sprache, was soll ich hier? Nur wenn sie ehrlich mir angibt, was sie von der Sache weiß, will ich sie schonen; wie sie mich aber belügt, oder mir verhehlt, was man mit mir vor hat, so soll sie einen Martertod sterben, wie noch kein Christ erlitten hat unter den Heiden.«

»Ich weiß nichts,« stammelte ich.

»Wo ist Hirschmeyer?« herrschte sie mich an.

»Ich weiß es nicht,« betheuerte ich. »Madame,« fügte ich hinzu, »ich kann Ihnen einen feierlichen Eid schwören, daß Sie mich falsch beschuldigen.«

»Einen Eid,« lachte die Entsetzliche, »was ist für sie und mich ein Eid! schämt sie sich nicht, daß sie mir mit solchen Dingen kommt? — Sie ist die Geliebte eines Verbrechers, ist mit ihm im Einverständnisse und wähnt, einem Eide, den sie schwören will, könne man glauben? — Maitresse eines Banditen, schweige sie.«

»Ich fing heftig zu weinen an.

»Thränen hat sie auch? Wenn ich ihren Eid zurückweise, so werde ich doch ihren Thränen keinen Credit schenken? Sie stirbt, sag ich ihr, sie stirbt von meiner Hand; möge ihr blutiger Leichnam ihrem Geliebten sagen, mit welcher That ich meine Rache begonnen, mit

welcher That ich sie endigen werde, wird ihm sein Gewissen melden.«

»Hierauf sprang sie auf mich los. Ich flog wie ein Ball im Zimmer umher; es gelang ihr nicht mich zu fassen. Ihre Schwerfälligkeit hinderte sie mich zu ergreifen. Es wäre mir gewiß möglich gewesen, in das Vorhaus oder in das Nebenzimmer zu entschlüpfen, aber sie hatte rasch den Schlüssel der Thüre umgedreht und denselben zu sich gesteckt. Ach, was hätte ich darum gegeben, wenn Jemand an der Hausthüre geklopft oder an der Hausglocke geläutet hätte! — Ich glaubte, Sie müßten jede Minute kommen, aber Sie erschienen nicht, und ich ersah hieraus deutlich, daß Sie mich opfern wollten. Ich schrie in wahrer Verzweiflung dem Ungeheuer zu:

»Schonen Sie sich und mich, Madame, ich mache Ihnen einen Vorschlag. Wir wollen einen Fiaker nehmen und zu Ihnen nach Hause fahren. Was in Ihrem Hause vorgeht, dies ängstigt Sie gewiß doch am meisten! Warum wollen Sie Rache an mir nehmen, bevor Sie noch wissen, ob Ihre Rache mich treffen soll. Finden Sie in Ihrem Hause Alles so, wie Sie es verlassen, dann werden Sie einsehen, daß Sie mir unrecht gethan und den Frevel, den Sie in Ihrer gräßlichen Aufregung an mir begehen wollen, den Sie, wenn Sie auch die heftigste Reue darüber empfänden, nicht mehr gut machen könnten, werden Sie nicht zu bereuen haben.«

»Ich konnte so mit ihr sprechen, denn vor Wuth und Erschöpfung war sie auf ein Sopha hingesunken. Sie befand sich in einem Zustande, als wäre sie von einem Schlagflusse befallen worden.

»Ich nahm ein Glas Wasser, das auf dem Schranke stand und labte sie.«

»Hättest Du sie verenden lassen,« stöhnte Hirschmeyer; »eine solche Furie muß man sterben lassen, nicht sie ins Leben zurückführen.«

»Sie schlug die Augen, die sie ermattet sinken ließ, wieder auf, sie holte tief Athem, endlich ergriff sie mich bei der Hand, aber nicht heftig, nicht im Zorne, sondern, so sehr es in ihrer Gemüthsstimmung möglich war, schonend und ruhig.

»Darauf will ich eingehen,« sagte sie. »Ich will mit ihr in mein Haus zurück. Aber das sage ich ihr, wenn ich Unrath merke, oder wenn ich zu befürchten habe, daß sie im Wagen um Hilfe zu rufen versucht, dann schneide ich ihr die Kehle entzwei, so wahr ich dieses Messer in der Hand halte! Bilde sie sich nicht ein, daß ich vor einem Mord zurückbebe, noch vor dem strafenden Arm der Gerichte erschrecke. Ueber kurz oder lang ereilt mich mein Schicksal; ein Verbrechen mehr oder weniger; eine Blutschuld oder mehrere! An zwei Galgen ist noch kein Delinquent gehangen worden; selbst für tausendfachen Todtschlag gibt es nur ein Hochgericht.«

»Sie raffte sich auf, befahl mir, sie zu führen, schärfte mir ein, die Wohnung sorgfältig zu verschließen; als Alles geschehen, mietheten wir einen Wagen und schnell wie der Sturm braust flogen wir davon.

»Wir hielten an.

»Sie zog ihren Hausschlüssel hervor und drehte ihn im Schlosse einmal herum. — Das Thor flog sogleich auf.

»Was ist das?« kreischte sie. »Ich habe den Schlüssel zweimal umgedreht, als ich zugesperrt, das Thor

ist jetzt nur einmal verschlossen! Hier ist Jemand eingedrungen. Herein da, Mamsell!« schrie sie und stieß mich in den Hofraum, darauf packte sie mich mit ihren nervigen Händen und riß mich an die Thür ihrer Wohnung. Diese Thür war nur zugelehnt. Als das scheußliche Weib dies bemerkte, schnaubte sie vor Wuth; sie betrachtete den Fußboden, eine Diele klaffte wie ein aufgerissener Schlund uns entgegen; hierüber erhob sie ein Zetergeschrei.

»Hirschmeyer war da!« tobte sie. »Hirschmeyer hat sich hier geholt was ihn verderben konnte, und meinen Mann, meinen Mann hat er davongeführt. Ich will doch,« setzte sie hinzu, »ich will doch — —« Sie konnte nicht weiter sprechen, Wuth und Rache erstickten ihre Stimme. Sie ergriff mich bei den Haaren und zog mich in den Keller. — Das Uebrige wissen Sie!«

Welche Empfindungen Hirschmeyer bei diesen Mittheilungen beherrschten, wird der Leser sich vorstellen. — Hirschmeyer erfuhr Dinge, die ihm ganz unbekannt waren. Daß eine Diele in jenem verrufenen Hause Dinge verbarg, die selbst ihm ein Geheimniß blieben, dies war ihm neu und erschütterte ihn fast eben so sehr, als die Erscheinung im Kellergewölbe. Er sank fast besinnungslos in den Wagen zurück.

Therese beobachtete ihn lange und genau. Gerne hätte sie jetzt gefragt, was Hirschmeyer in dem Hause gemacht, wie er hier gleichsam in eine Falle gerathen und eingeschlossen wurde. Um keinen Argwohn zu erregen, schwieg sie aber und begnügte sich, ihn in seiner erschütternden Gemüthsbewegung zu belauschen.

Der Fiaker hatte während dieser Mittheilungen die steinerne Brücke erreicht. Therese befürchtete, früher dort

anzukommen, wo der Fiaker zu halten den Befehl hatte, als sie wünschte.

Sie unterbrach die Selbstpein Hirschmeyer's damit, daß sie mit sanfter Stimme fragte:

»Was soll jetzt geschehen? Der Wagen wird augenblicklich durch das Kärnthnerthor fahren; Sie sagten, daß Sie, des Schmuggels angeklagt, fliehen müßten. Wohin wollen Sie fliehen?«

Hirschmeyer fuhr wie aus einem bösen Traume auf.

»Ganz recht,« sprach er, »fort muß ich, fort! — Wie konnte ich nur einen Augenblick an etwas Anderes denken!«

»Ich will hier den Wagen halten lassen, Clara,« sagte er, »ich will Dir nur einige Verhaltungsvorschriften geben, dann steigst Du aus und gehst nach Hause. Auf welchem Wege ich Nachrichten von Dir empfangen will, was in meiner Abwesenheit geschehen, wird Dir in vierundzwanzig Stunden auf geeignetem Wege mitgetheilt werden!«

»Wie,« entgegnete Therese, »ich soll mich also wirklich von Ihnen trennen? Ich soll zurückbleiben? Allein bleiben in Ihrer Wohnung? Wenn das Ungethüm sich aus ihrem Kellergefängniß frei macht oder befreit wird, soll ich ihr dann zum Opfer fallen? — Nein, mein Herr, ein so schreckliches Schicksal dürfen Sie mir nicht bereiten; ich habe ohnehin genug Angst und die entsetzlichsten Besorgnisse für mein Leben ausgestanden; Sie entlassen mich augenblicklich meines Dienstes, oder nehmen mich auf Ihrer Flucht mit; in Ihrem Hause bleibe ich nicht einen Augenblick.«

»Ein Mensch, der sich flüchtet, zumal ein Mann,

kommt leicht durch; eine Flucht mit einem Weibe ist gefährlich.«

»Wie Sie wollen. Geben Sie mir meinen Lohn, ich reise noch heute.«

»Daß Du plaudern könntest,« fuhr Hirschmeyer auf, »daß Du meiner Schwester eine Mittheilung machen möchtest, von der sie den Tod haben müßte. Bleibe in des Himmels Namen, bleibe bei mir; bleibe so lange als meine Flucht nicht bemerkt wird; sobald ich aber annehmen kann, daß man mir nachforscht, so lasse ich Dich in Männerkleidern erscheinen. — Darüber später!

»Doch jetzt die Hauptsache! Der Wagen wird sogleich anhalten. Du steigst aus, eilst nur für einige Augenblicke in meine Wohnung. Hier der Schlüssel zu meinem Secretär, Du findest in der dritten Schublade einen Schlüssel, mit diesem sperrst Du meine Casse auf. Du breitest ein großes Tuch auf; Du legst in dasselbe alle Banknoten, Ducaten und Staatspapiere, die Du findest. Du sperrst dann die Casse wieder zu und steckst den Schlüssel zu Dir. Sodann findest Du auch in einer Schublade meines Secretärs — die nur dann sichtbar wird, wenn man eine links angebrachte Säule dreht — eine blecherne Büchse, diese nimmst Du ebenfalls zu Dir. — Hast Du Alles, so bringst Du es sicher in diesen Wagen; vergiß nichts, eile, ich werde indeß den Fiaker unterrichten, wohin er uns zu führen hat.«

Mit der Versicherung die Aufträge Hirschmeyer's pünktlich zu erfüllen, entfernte sich Therese und eilte in die Wohnung ihres Dienstgebers.

Sie bestellte Alles auf das Pünktlichste. Sie schloß die Casse auf, raffte das ganze bare Vermögen und die

Staatspapiere Hirschmeyer's zusammen, fand die Büchse aus Blech, verschloß wieder das Quartier und flog auf die Straße.

Es war indeß sehr dunkel geworden.

Als Therese in der Mitte der Straße angekommen war, trat ihr ein Mann in einen Mantel gehüllt entgegen.

Er nannte Therese bei ihrem Namen.

Sie hielt an.

»Ich habe den Mörder bereits,« sagte der Mann.

»Ich habe ihn,« entgegnete Therese.

»Sie sind auf einer falschen Fährte,« erwiederte der Mann. »Sie haben den Dolch gefunden, ich aber die Hand, die ihn führte.«

»Ich besitze den Schützen, der den Pfeil abschoß, Sie nur den Pfeil,« erwiederte Therese und lief dem Fiaker zu.

Sie legte die Schätze in den Wagen und stieg ein.

Der Fiaker fuhr den Weg nach der Taborstraße.

Zweites Capitel.

Gefahr über Gefahr.

Der Wagen, in welchem Clara und Hirschmeyer sich befanden, nahm allerdings den Weg nach der Taborstraße, aber er verfolgte ihn nicht. Bei dem Eingange nach der Augartenstraße befahl Hirschmeyer links zu fahren, den Weg nach der neuen Gasse einzuschlagen und über die neue Brücke gegen die Josephstadt und Kaiserstraße, und von dieser über die Schönbrunnerstraße nach dem »Preßbaum« zu kutschiren.

»Das ist ein weiter Weg!« wendete der Fiaker durch das Wagenfenster sprechend, ein.

»Aber mein Geld liegt nahe!« versetzte Hirschmeyer. »Du forderst deinen Lohn und ich bezahle ihn.«

»Euer Gnaden, unter dreißig Gulden fahre ich nicht,« erwiederte der Fiaker. »Bedenken Euer Gnaden, es ist jetzt Nacht. Vor ein Uhr Früh komm ich nicht nach dem »Preßbaum,« und da muß ich Gott danken, wenn mir von meinen maroden Pferden keines unterwegs liegen bleibt.«

»Du sollst fünfzig Gulden haben, aber fahre schnell.«

Der Fiaker war überrascht von solcher Freigebigkeit, und hieb seine armen Pferde, daß sie zu galoppiren anfingen.

»Wo wollen Sie hin?« fragte Therese.

»Jetzt kann ich es sagen, zu Jobst will ich, den Du bereits bei mir gesehen hast.«

»Und was wollen Sie bei diesem?«

»Das Geld holen, das er für mich in Händen hat. — Ich habe Dir schon gesagt, daß ich des Schmuggels wegen angeklagt bin; nun ja, ich bin ein Schmuggler, und flüchte deshalb; aber die große Summe, für die durch Jobst eingeschmuggelten Spitzen, die zwanzigtausend Gulden beträgt, lasse ich nicht zurück. Jobst wartet mit dieser Summe bei dem Bauer Kalter am »Preßbaum« auf mich. Habe ich diesen Betrag, dann sieht mich Oesterreich nicht mehr.«

»Jobst wartet auf Sie? Das ist derselbe Mann, der neulich in der Nacht zu Ihnen kam, und dem zu genügen ich eine Banknote von tausend Gulden in zehnhundert Gulden umsetzen lassen mußte.«

»Derselbe!«

»Ach, mein Gott!« sprach Therese für sich.

»Was sagst Du?«

»Ich meine, daß es gut ist, wenn Sie diesen Mann wieder finden.«

»Er ist ganz verläßig. Ich habe ihn bereits erprobt. Ich werde ihn nur ungern zurücklassen, wenn ich weiter reise.«

»Und mich werden Sie wohl auch zurücklassen?«

»Ich habe Dir schon gesagt, es wäre mir lieb, wenn Du mich verließest, denn ich gehe weit, übers Meer. Zudem willst Du ja meine Geliebte nicht sein. — Ich will Dir daher auf dem »Preßbaum« eine Summe für deine treuen Dienste geben, und Du fährst morgen mit demselben Fiaker, der uns jetzt führt, nach Wien zurück, betrittst mein Quartier nicht mehr, und reisest noch an demselben Tage zu meiner Schwester.«

»Auf dem »Preßbaum« wollen wir noch mehr davon sprechen,« versetzte Therese, und fuhr nicht ohne Herzklopfen in Nacht und Nebel mit einem der gefährlichsten Menschen fort.

»Du findest auf dem »Preßbaum« noch einen Freund von mir. Einen Mann, der zwar stumm ist, aber von dessen Neigung und Anhänglichkeit ich vollkommen überzeugt bin.«

»Ein Stummer? was nützt Ihnen dieser?«

»O viel mehr als Einer, der noch so beredt ist.«

»Ist der auch ein Schmuggler?«

»Etwas dergleichen. Schade, daß der Streich nicht gelang, den ich mit ihm beschlossen hatte.«

»Der hätte Ihnen wahrscheinlich den Mann der bösen Frau in Margarethen entführen sollen?«

»Du hast es errathen!«

»Was ist's mit diesem Manne?«

»Ach, liebe Clara, darüber lasse mich schweigen. Wenn ich daran denke, so fehlt nicht viel, mich — wahnsinnig zu machen.«

Therese drang nicht weiter in Hirschmeyer.

Er verfiel wieder in seine düstere Stimmung.

Therese bemerkte, daß er tief Athem holte. So kalt es war und so schneidend der Wind pfiff, so öffnete Hirschmeyer doch ein Fenster im Wagen.

Hirschmeyer starrte in die Nacht hinaus.

Der Fiaker fuhr, so ermüdet auch seine Pferde waren, ziemlich rasch.

Endlich hielt der Wagen an.

Er hielt am »Preßbaum.«

Hirschmeyer stieg aus und suchte nach einem niedern

Hause mit einer langen Hofmauer nächst dem Wirthshause.

Er tappte im Finstern umher.

Plötzlich that Hirschmeyer einen gellenden Pfiff.

Eine Thüre öffnete sich in dem gesuchten Hause.

Man erblickte ein Licht, das in einer Laterne brannte.

Eine hohle Stimme ließ sich vernehmen.

»Drei Eichen?« fragte die Stimme.

»Drei Eichen und eine Buche,« war die Antwort.

Die verabredete Parole der Schmugglerbande.

Hirschmeyer nahm dem Manne, der die Laterne trug, diese aus der Hand und leuchtete in den Wagen.

Therese packte ihren Bündel zusammen.

Hirschmeyer nahm Therese am Arme und führte sie in das Bauernhaus.

Hierauf wurde das große Thor aufgemacht.

Der Fiaker fuhr in den Hof.

Als Hirschmeyer mit Theresen in die Stube trat und noch ein Licht angezündet wurde, sah Therese einen Mann, der eilig von einer Ofenbank sich erhob und seinen Rock anzog.

Der Mann war Christoph Bernecker, genannt Jobst.

»Nun,« sagte Christoph, »so habe ich mich doch nicht geirrt. Da ist ja das Mädchen wieder! Sie reist ja sogar mit Ihnen in der Nacht.«

»Narrenspossen!« antwortete Hirschmeyer. »Das ist ein sprödes, dummes Ding. Morgen schicke ich sie mit Ihnen nach Wien zurück. Versuchen Sie mit ihr Ihr Glück. Ich habe nur Körbe erhalten.«

Therese that, als wenn sie kein Wort gehört hätte.

Sie warf sich auf einen Stuhl und klagte über Erschöpfung durch die lange Fahrt.

»Wenn ich mich da auf die Bank am warmen Ofen hinsetzen darf, so schlafe ich augenblicklich ein,« sagte sie.

»Ich bringe einen Polster!« erwiederte der Bauer, »aber wenn Sie es noch besser haben wollen, so wecke ich meine Tochter; es soll diese auf der Ofenbank schlafen und Sie legen sich in das gute Bett meiner Hanni, das Bett ist vortrefflich; es hat auch schon einige Male eine vornehme Frau aus Wien darin geschlafen.«

»Nimm diesen Antrag an, Clara,« sagte Hirschmeyer.

»Ich will ihn annehmen,« versetzte Therese. »Ich will das Mädchen aber nicht um die Ruhe bringen; wir wollen uns behelfen. Wenn ich mich nicht so unwohl fühlte, würde ich um keinen Preis diese Störung verursachen.«

Therese nahm ein Licht und begab sich in die Kammer.

Kalter ging und sagte zu Hirschmeyer:

»Jetzt wecke ich den Schlosser.«

Hanni war durch das Geräusch erwacht und redete Therese sogleich an.

»Kommen Sie nur,« rief Hanni. »Die Kammer ist zwar kalt, aber das Bett ist warm. Scheuen Sie sich nicht bei mir zu schlafen; ich bin ein kerngesundes Mädchen und bin glücklich, daß ich in dieser Nacht, die wieder sehr unruhig seyn wird, nicht allein bleiben darf.«

»Wieder sehr unruhig?« betonte Therese. »Was geht denn da vor, wenn eine solche Nacht sehr unruhig ist?«

»Ach,« meinte Hanni, »ich kann nicht sprechen.«

»Ich werde doch in keine Räuberhöhle gerathen sein, in welcher ich für mein Leben besorgt sein muß?« fragte

Therese. »Da will ich lieber die ganze Nacht auf diesem Stuhle zubringen.«

»Reden wir leise! — Nur so viel, daß ich bei meinem Vater nicht acht Tage mehr im Hause bleibe; ich fürchte das größte Unglück.«

Es wurde die Thüre der Kammer plötzlich zugemacht.

»Herr Hirschmeyer will nicht, daß wir ihn mit meinem Vater und mit Jobst sprechen hören, aber ich höre doch jedes Wort. Ich lege mein Ohr an die Thüre und von all den bösen Anschlägen, die Herr Hirschmeyer im Sinne hat und gegen meinen Vater äußert, entgeht mir selten einer!«

»Mein Kind, Du erschreckst mich.«

»Seien Sie nur ruhig und verrathen Sie sich nicht, und wenn Sie auch das Schrecklichste hörten.«

Die beiden Mädchen, nachdem sie leise den Riegel vor die Thüre geschoben, vernahmen nun folgendes Gespräch, von welchem ihnen zwar Manches entging, weil es zu leise gesprochen wurde, doch das was sie hörten, war hinlänglich die fürchterliche Lage zu bezeichnen, in der sie sich befanden.

»Ich merke schon,« sagte Christoph (Jobst), »daß Ihre Magd zu viel weiß, als daß dies gleichgiltig sein könnte. Wäre sie Ihre Geliebte, könnte man sich darüber hinaussetzen, und ihr Schweigen wäre möglich, aber . . .«

»Sie ist mir von meiner Schwester empfohlen worden.«

»Daß sie ehrlich ist, daß sie Sie nicht bestehlen und bestehlen lassen wird, dies wird Ihre Schwester empfohlen haben, doch . . .«

Hirschmeyer erwiederte hier Etwas, aber so leise, daß man es in der Kammer nicht verstand.

»Dies lasse ich bleiben!« hörte man Christoph sagen.

»Zweimal so viel gebe ich Ihnen.«

»Sogleich?«

»Sogleich!«

»Geben Sie das Geld her!«

»Hier ist das Geld. Zählen Sie es nach.«

»Es ist richtig.«

»Ich kann mich auf Sie verlassen?«

»Wie auf Ihre eigene Person. Hängt doch auch meine Sicherheit davon ab!«

»Mein Gott! mein Gott!« wimmerte Therese.

»Seien Sie doch stille!« lispelte Hanni. »Ich rette Sie.«

»Wäre es nicht besser gleich in der Nacht?« fragte Hirschmeyer.

»Hat uns nicht Kalter den Spaß verdorben? Wozu hat er sie bei seiner Tochter einquartirt. — Lassen Sie mich nur machen. Morgen Früh!«

Nun hörten die Mädchen Kalter in die Stube kommen. Er brachte den tauben Schlosser mit und nun erfuhren Therese und Hanni erst Dinge, welche entsetzlich waren. Hirschmeyer mußte zwar dem Tauben jedes Wort aufschreiben, das er ihm mittheilen wollte, aber aus den Ausrufungen Christophs und Kalter's vernahmen die Mädchen, daß Dinge verhandelt wurden, über welche sie schauderten.

»Wenn es Tag wird!« sprach nun Hanni Theresen ins Ohr, »und man etwa darauf dringt, daß Sie von hier fort sollen, so sagen Sie nur, Sie seien krank und könnten das Bett nicht verlassen. Für das Uebrige werde ich sorgen.«

»Ach! ist dein Vater nicht ebenso entsetzlich wie Hirschmeyer und Jobst? Ich habe keine andere Hoffnung mich zu retten als durch den Fiaker.«

»Man läßt Sie nicht mit dem Fiaker wegfahren. Der Vater schickt seinen Knecht mit dem Steirerwagen. Ich kenne schon seine Weise. — Ich allein, ich ganz allein kann Sie und werde Sie retten. Ich rette Sie und mich zugleich! — Vertrauen Sie mir nur!«

Drittes Capitel.

Die Gefahr nimmt zu.

Die schreckliche Nacht, welche Therese durchwachte, zu beschreiben, würde den raschen Gang, mit welchem wir bisher unsere Schilderungen mittheilten, nur hemmen.

Therese und Hanni entwarfen tausend Plane und verwarfen sie wieder. Der Einfall Hanni's, wenn die Schmuggler und Gauner sich zur Ruhe begeben haben würden, in den frühesten Morgenstunden zu entfliehen, scheiterte an dem gräßlichen Wetter, das plötzlich eingetreten war, an dem heftigen Regen, der vom Himmel fiel und die Gegend des Preßbaumes in einen See verwandelte.

»Ich höre, daß sich dicht neben dem Gehöfte deines Vaters ein Wirthshaus befinde,« sagte Therese; »könnte ich denn nicht bei dem Wirthe ein Unterkommen finden?«

»Und meinen Vater verrathen? Nein, dazu vermag ich nicht meine Einwilligung zu geben.«

»Aber ich bin nicht eine Stunde mehr vor Jobst sicher! Du hast gehört: er müsse mich nach dem Walde bei Purkersdorf führen, und dort — — — ach, mir vergehen die Sinne, wenn ich daran denke!«

»In einer Stunde ist dies unmöglich! — Haben Sie nicht vernommen, wie sie zechten und dann berauscht

kaum ihr Lager fanden? Jobst betrank sich am meisten; er wird vor vier Stunden nicht erwachen, dann ist es Tag.«

»O, er wird mich in ein Gehölz schleppen, in welchem es, besonders bei solchem Unwetter, immer Nacht bleibt. — Zudem kenne ich Christoph, diesen Wüstling.«

»Christoph? Wer ist dieser Christoph?«

»Christoph ist Jobsts eigentlicher Name.«

»Sie kennen ihn?«

»Wie man den bösen Feind kennt.«

»Woher kennen Sie ihn?«

»Ich will es Dir nur sagen. Dieser Mensch ist der Sohn des Fleischhauers in dem Orte, in welchem ich bisher lebte. Er wollte mich heiraten, aber sein rohes, wüstes Leben flößte mir einen so heftigen Abscheu gegen ihn ein, daß ich ihn floh wie einen Räuber.«

»Und was sagte er, als er Sie wieder sah?«

»Er erkannte mich nicht.«

»Unmöglich!«

»Ich habe mich durch falsche Haare und meinen Wuchs verbergende Kleider und durch andere Hilfsmittel so entstellt, daß ich selbst erstaunte, als ich mich in meiner Umstaltung zum ersten Male im Spiegel sah.«

»Und warum thaten Sie dies?«

»Dies Dir zu erzählen wäre zu weitläufig. Ich that's eines großen heiligen Zweckes wegen! Eines nur bereue ich, daß ich nemlich hierher ging; aber hätte ich Hirschmeyer verlassen, wäre mein großer heiliger Zweck vereitelt worden!«

»Und nun?«

»Und nun wird er auch vereitelt und mein Leben geht zu Grunde. Mir erscheint kein Retter!«

»Noch einmal, weigern Sie sich standhaft aufzustehen; sagen Sie, sie lägen im Fieber! Ich bitte den Herrn Hirschmeyer, daß er nach dem Arzte in Purkersdorf sendet. Zeit gewonnen, Alles gewonnen!«

Indeß dauerte das Unwetter fort. Der Wind heulte fürchterlich. Die Bäume wurden so grausam vom Sturme gepeitscht, daß die größten borsten und die kleineren wie leichtes Schilfrohr zusammenknackten.

Hirschmeyer, den weder sein Gewissen noch der heulende Orkan schlafen ließ, richtete sich auf seinem Lager auf, rüttelte Christoph aus dem Schlafe und sprach:

»Wie kann man in einer solchen Nacht so ruhig schlafen?«

Christoph erwachte mühsam und sprach schlaftrunken:

»Was gibt es denn? — Brennt es?«

»Brennt es! Es ist ärger als wenn es brennte. Die ganze Natur liegt im Aufruhr. Hören Sie nicht wie der Sturm braust? Wir sind nicht einen Augenblick sicher, daß das Dach abgetragen wird und die vom Winde gespaltenen Bäume diese Hütte zertrümmern. Stehen Sie doch auf von der vermaledeiten Ofenbank! Sie liegen da, als wäre Ihnen im reichsten Federpfuhl gebettet worden.«

»Hört der Sturm zu toben auf, wenn ich nicht auf der Bank liege?«

»Das nicht, aber der Gefahr können wir entrinnen, wenn wir auf den Beinen sind.«

»Wie denn? Wenn wir einen Fuß aus dem Hause setzen, so schlägt uns ein herabstürzender Baumast todt.«

Es geschah ein furchtbarer Schlag vor dem Fenster des Hauses.

»Da haben Sie's! Da liegt wenigstens eine drei

Schuh dicke Buche vor dem Hause. Und wenn es jetzt Tag wäre, und der schönste Tag dazu, so kann weder der Fiaker noch der Steirerwagen aus dem Thore. Um den riesigen Baum, welcher so eben zusammengebrochen, wegzubringen, gehört ein halber Tag dazu und ein halbes Dutzend Holzknechte müßten helfen!«

»Verfluchte Geschichte! Und was wir verabredet, sollte geschehen. Ich bin keine Stunde sicher. Ist selbst die Natur gegen mich und will sie mir die Wege zur Flucht verrammeln?«

»In einer Beziehung wäre das Unwetter wohl gut.«

Christoph sprach jetzt einige Worte auffallend leise und wies auf die Kammer, in welcher Therese sich befand.

»Ei freilich!« versetzte Hirschmeyer.

»Aber wie sie hinausbringen?«

»Man könnte dann sagen, ein Baumast hätte sie erschlagen.«

»Jesus, Marie und Joseph!« schrie Therese.

Die beiden Schurken bebten zurück

»Sie hat uns gehört!« sagte Hirschmeyer.

»Ei was!« polterte Christoph. »Weiß sie denn, daß sie gemeint wurde?«

»Sie wird uns gestern schon belauscht haben.«

»Desto schneller müssen wir zu Ende kommen. Ich will Kalter wecken, er muß seine Tochter aus der Kammer bringen und dann —«

»Und dann,« schrie Hanni, welche heraustrat, »werdet Ihr Unmenschen diesem Mädchen kein Haar krümmen. Ich werfe Feuer in die Schupfe, daß die Nachbarn zu Hilfe eilen, damit alle Schmuggelwaaren verbrennen, dann begeht einen Mord, Ihr Bluthunde!«

Sie riß, noch ehe sich die beiden Gauner fassen konn-

ten, einen Brand aus dem Ofen und stürzte damit zur Zimmerthüre hinaus.

Hanni stürzte hinaus, Christoph ihr nach.

Hanni bestieg das Dach des Heuschobers und schwang den glühenden Brand, den sie in das Bodenloch zu schleudern drohte, wenn Christoph nur einen Schritt wagen würde, sie von ihrer Absicht abzuhalten.

»Ich werde Euch lehren, Ihr Mörder, daß es nicht so leicht sei, ein junges Frauenzimmer hinzuwürgen, dem ich Gastfreundschaft zugeschworen.«

»Um Gottes willen! Hanni, Du bist ja im Irrthume, wenn Du wähnst, daß wir gegen das Leben Clara's etwas vorzunehmen die Absicht hätten.«

»Clara heißt sie nicht, sondern Therese, Herr Christoph!« eiferte Hanni. »Klappern Dir die Zähne, Ruchloser, wenn ich Dir Theresens Namen ins Gedächtniß rufe?«

»Heiliger Himmel!« rief Christoph.

»Ja, rufe nur den Himmel an! Und nun, sag' ich Dir, bedarf ich des Feuerbrandes nicht mehr! Ich werfe ihn hier in diese Pfütze und steige hinunter zu Dir. Dort öffnet der Fiaker den Stall, er kommt so eben auf mein Geschrei heraus; ich will doch sehen, ob auch der mit Dir und deinem Spießgesellen hält! — Heda! Kommt näher, werft diesen Schurken nieder und verhütet einen Mord!«

»Aber, Hanni!« stöhnte Christoph, »Du bist ja wie eine Wahnsinnige.«

»Wie eine Wahnsinnige? Soll man nicht wahnsinnig werden, wenn zwei Mörder von dem Hinschlachten eines wehrlosen Frauenzimmers sprechen, als gälte es ein Huhn?«

»Da kommt dein Vater, der wird Dir den Mund stopfen.«

»Mein Vater? wir wollen hören, ob mir es nicht besser gelingt, ihn zum Schweigen zu bringen, als ihm, mir den Mund zu stopfen.«

»Komm ins Haus herein!« tobte Kalter.

»Nur wenn der Fiaker mit eintritt.«

»Komm ins Haus herein! befehle ich Dir, in Teufels Namen! oder ich erwürge Dich mit meinen eigenen Händen.«

Der Regen floß während dieser Scene noch immer in Strömen.

»Ich komme und freue mich auf den Augenblick, in welchem ich von eurer Hand sterben werde.«

Indeß kam der Fiaker näher und fragte ruhig:

»Aber was wollt Ihr denn eurer Tochter thun, daß Ihr sie, während eine ganze Sündflut uns Alle zu ersäufen droht, aus dem Hause treibt.«

»Gebt gute Worte,« flüsterte Christoph dem Bauer zu. »Trachtet Hanni in die Stube zu bringen.«

»Geh, Hanni,« sagte Kalter zu seiner Tochter, »Du kannst auf den Tod krank werden, komm herein; zieh andere Kleider an; Du siehst ja aus wie aus einem Brunnen gezogen.«

»Ich folge. Aber der Fiaker soll auf seiner Hut sein! Wie er einen Angstschrei hört, soll er zu Hilfe kommen.«

»Ich setze mich hier eine Weile ins Vorhaus,« antwortete der Fiaker, »es soll Dir nichts geschehen, Mädel.«

Es war ungefähr fünf Uhr Morgens und noch so rabenfinster, als wäre es Mitternacht.

Kalter führte seine Tochter ins Haus.

Christoph folgte wie ein Verzweifelter.

Als sie in das Zimmer traten, kam ihnen Hirschmeyer, wüthend entgegen.

»Da ist sie ja die Entartete!« rief Hirschmeyer.

»Ja, da bin ich!« erwiederte Hanni. — »Wo ist das Frauenzimmer, das in meiner Kammer war? Habt Ihr sie indeß umgebracht?«

Christoph eilte auf Hirschmeyer zu und sagte ihm einige Worte heimlich.

»Wo ist sie?« wiederholte Hanni.

Sie ging auf die Thür los und fand sie verschlossen.

Therese öffnete und kam heraus.

»Ich habe mich eingeschlossen. Ich habe gehört, was Du, gutes Mädchen, für mich gewagt hast. Du hast mich genannt, Du hast diesem Scheusal meine Verkleidung entdeckt. Nun muß mein Tod gewiß sein, denn Hirschmeyer weiß nun wen er vor sich hat; er weiß nun, daß Wagmann's Braut ihn umgeben, daß Wagmann's Braut jetzt genau weiß, wer ihr den Geliebten getödtet. Wohlan, ziehe dein Messer, Christoph, oder schwinge dein Beil, ich bin deiner Mordlust doppelt verfallen.«

»Nie! nie!« stammelte Christoph und taumelte ganz betäubt auf einen Stuhl.

»Hast Du diesen gedungenen Mörder verloren, Hirschmeyer, schnell, suche Dir einen andern, Du bist ja nicht verlegen um Leute, die für Dich den Todesstreich führen. Der sollte nun hier sein, den Du in Margarethen suchtest, doch Du hast ja noch zwei Mörder in der Nähe, den Stummen hier und den Bauer dort. Befiehl ihnen doch, mich niederzustoßen!«

Hirschmeyer wollte zur Thüre hinaus.

Christoph sprang auf, packte ihn an der Brust und schleuderte ihn mitten in die Stube.

»Da geblieben, Teufel! tückischer Unhold! der meinen Leichtsinn und meine Armuth benützte, mich zu bestricken. — Therese,« rief er kläglich, »vermöchtest Du zu glauben,

daß meine Liebe zu Dir verschwunden, daß ich, wenn ich Dich erkannt hätte, Dich auch nur mit einer Geberde hätte kränken können? — Wohl bin ich Deiner unwürdig, aber ich will gut machen, was ich verbrochen! Dieses Scheusal liefere ich den Gerichten aus und mich dazu, mögen dann die Gesetze über mich verhängen, was da wolle.«

Der Schlosser, der von dem allen nichts verstand, machte Miene, Hirschmeyer beizustehen.

Therese ergriff eine Kreide, die auf dem Tische lag, und welcher sich Hirschmeyer bedient hatte, um sich mit dem Schlosser zu verständigen, und schrieb:

»Wagmann's Mörder! Wer hat den Muth einem so Verworfenen beizustehen?«

Der Schlosser las und wich vor Hirschmeyer scheu zurück.

»Kalter!« rief Christoph, »wenn Ihr nicht wie ein Meuchelmörder vor dem Criminalgerichte wollt behandelt werden, so bindet diesen Elenden, winkt eurem Knechte, daß er den Steirerwagen bereit halte, und wir liefern ihn sogleich, trotz des Unwetters, an das Gericht in Purkersdorf aus.«

»Mein Gott! mein Gott!« wimmerte Kalter, »er war mein Wohlthäter! ihm verdanke ich, was ich besitze!«

»Vater, euer Wohlthäter ist ein Räuber!« rief Hanni.

»Die paar tausend Gulden Heiratsgut, die ich Dir bestimmt, verdanke ich ihm.«

»Ich bedarf dieses Sündengeldes nicht.«

»Ich ersetze Dir, was Dir entgeht,« sagte Therese.

»Wenn Ihr nicht Hand an ihn legen wollt,« fuhr Christoph fort, »so werde ich ihn allein binden, allein seinen

Transport versuchen. Der Fiaker wird mir zu Diensten stehen.«

»Barmherzigkeit!« flehte Hirschmeyer, »mein ganzes Vermögen theil' ich unter Euch, laßt mich nur entrinnen. Therese,« sagte er, »Therese, seyen Sie menschlich! Die entsetzliche That ist geschehen, und gewiß habe ich sie nicht vollführt. Noch mehr kann ich sagen, Wagmann lebt, ich sah ihn selbst, ich hörte ihn sprechen, er war es, der den eigentlichen Mörder in jenem Hause aufsuchte und ihn mit sich fortschleppte.«

»Ein Wagmann war es, aber nicht der Ermordete! Sein Bruder war es, der dem Ermordeten ähnlich sieht, wie nur immer Zwillinge sich gleichen! — Gott sei Dank daß er mir selbst, ehe wir hierher fuhren, auf der Straße zurief, er habe den Mörder ergriffen. Ich sehe nun den Zusammenhang klar, und ich hatte Recht als ich sagte, ich habe die Hand und er den Dolch!«

Hirschmeyer ließ sich ruhig binden.

»Ruft euren Knecht,« wiederholte Christoph, »laßt euren Wagen kommen! Der Regen hat nachgelassen, der Sturm schweigt, wir können es nun wagen.«

»Ich werde selbst das Pferd leiten,« antwortete Kalter; »ich habe mich anders besonnen, ich werde den Verbrecher zum Landgericht führen, und der Schlosser soll meine Assistenz sein!«

Kalter winkte dem Schlosser.

Dieser ging mit ihm hinaus.

Bei dem Hinauseilen Kalter's hätten Therese und Christoph aus einem Blicke, den Kalter dem Hirschmeyer zuwarf, entnehmen können, daß der Bauer das Schicksal

Hirschmeyer's in die Hand zu bekommen suche, aber Therese und Christoph bemerkten diese Augensprache nicht.

Therese drückte Hanni an ihr Herz.

»Retterin meines Lebens!« rief Therese, »nie mehr sollst Du von meiner Seite kommen! Verlasse diese Gegend und vertraue Dich mir. Ich werde für Dich sorgen, Du sollst nicht allein stehen!«

»Mein armer Vater!« schluchzte Hanni.

»Er wird mit einer geringen Strafe davonkommen; er wird höchstens als Schmuggler behandelt.«

»O es werden ganz andere Dinge an den Tag kommen! Ich fürchte...«

»O fürchte nichts,« versetzte Christoph. »Die Schlägerei mit den Grenzwächtern, an der ich mit Kalter betheiligt wurde, kostete kein Menschenleben.«

»Aber der eine Grenzwächter verlor den Arm!«

»Das ist noch nicht der Kopf!« erwiederte Christoph. »Der Arm wurde ihm entzweigeschlagen, dergleichen geschieht auch bei jedem Kirchweihfeste. Ich fürchte die Gerichte nicht. Aber Vater und Tochter werden sich lange nicht wieder sehen. Eine solche Verhaftung dauert eine geraume Zeit; eine solche Untersuchung kann ein Jahr währen, und dann kommt erst die Verurtheilung. Zwei, drei Jahre können darüber vergehen! So lange,« setzte Christoph wehmüthig hinzu, »werde ich auch Sie, Therese, nicht sehen! — Und werde ich dann wieder frei, sind Sie wohl längst verheiratet; ach, ich wollte auch dieses Unglück für mich verschmerzen, wenn Sie mir nur verzeihen, wenn Sie mir nur nicht fluchen, daß ich so entartet war, ein Verbrechen an Ihnen begehen zu wollen!«

»Ich verzeihe Ihnen, und wer verzeiht, hat keinen Fluch auf den Lippen!«

Kalter trat ein.

»Pferd und Wagen,« sprach er, »stehen in Bereitschaft!«

Christoph wurden die Augen naß.

»Therese!« rief er, »Therese! für die ich mein Leben gegeben, die ich liebte, wie noch kein Mensch geliebt hat; — Therese, reichen Sie mir die Hand, zum Zeichen, daß Sie keinen Groll im Herzen haben! — Bemitleiden Sie mich als einen Unglücklichen, als einen Menschen, dem Alles fehlschlug, was er je unternommen, — das Entsetzlichste, was mir aber begegnet, ist die Bekanntschaft mit diesem Menschen.«

»Leben Sie wohl!« versetzte Therese und reichte Christoph die Hand.

Dieser küßte sie.

»Vorwärts!« rief er Hirschmeyer zu. »Vorwärts! Zum Galgen hättest Du, Scheusal, mich gerne gebracht. Jetzt bringe ich Dich dahin!«

Er führte ihn hinaus.

Therese sah durchs Fenster und beobachtete, wie die Abfahrt sich rangirte.

Kalter kutschirte nicht, sondern saß rückwärts, neben ihm der Schlosser. Auf einem Sitze vor diesen beiden saß Christoph mit Hirschmeyer.

Der Knecht leitete das Pferd.

Die Fahrt ging behutsam vorwärts.

Bald hörte man aber den Wagen schneller fahren.

Therese wendete sich an Hanni.

»Wir wollen folgen und uns ebenfalls bei dem Land-

gerichte in Purkersdorf melden. Ich muß ja die Schätze Hirschmeyer's übergeben, sie gehören zum Raube!«

»In meines Vaters Stalle,« versetzte Hanni, »liegt viel Geld verborgen.«

»Nimm es zu Dir.«

»Ich weiß den Ort genau, wo es liegt.«

»Ich will indeß mit dem Fiaker sprechen.«

Sie winkte den Fiaker in die Stube.

»Soll ich etwa auch schon fortfahren?« fragte er. »Ich habe da mein Bedenken! — Heute Nacht hat es Knüppel geregnet, das heißt der Sturm hat so viele Aeste von den Bäumen gebrochen und so viele alte Stämme entwurzelt, daß man wohl mit einem Steirerwagen und mit einem Pferde darüber weg kann, aber mit einem Wagen wie ich besitze, unmöglich; es müßten nur ein paar Knechte vorauslaufen, und das herabgefallene Holz auf die Seite schaffen.«

»Welch eine Zumuthung!«

»Nun, so muß ich mich erkundigen. Im Wirthshaus daneben ist der Waldbereiter angekommen, der kann mir schon Auskunft geben. Ich muß ohnehin frühstücken, ein Schweinernes und eine Halbe Kometenheurigen. Indeß werden meine Pferde fertig mit ihrem Dejeuner à la Heumarkt! Ich bin gleich wieder da!«

Hanni trat verstört in das Zimmer.

»Das Geld ist fort!« sagte sie.

»War es viel?«

»Sehr viel!«

»Es wird Hirschmeyer's Geld gewesen sein, und dein Vater wird es ihm übergeben haben.«

»Gestern Abends war es noch da.«

Therese ging in die Kammer.

Sie that einen Schrei.

In sichtbarer Angst trat sie heraus.

»Die Banknoten, die Ducaten, die Staatspapiere, die ich mitgebracht, sind ebenfalls fort. Das Fenster ist offen! Was ich in einen Bündel gepackt, ist geraubt!«

»O mein Gott!« sagte Hanni, »da ist Verrath im Spiele! Mein Vater hat den Knecht mitgenommen. Jetzt sind es mit dem Schlosser und Hirschmeyer Vier gegen Jobst! Jobst wird überwältigt, Hirschmeyer befreit!«

»Gerechter Himmel, verfüge dieses Unglück nicht!«

Der Fiaker kam zurück und rief zur Thüre herein:

»Der Wirth erzählt just, daß in den »Harzgraben« bei der Denksäule ein Mensch acht Klafter tief in den Abgrund gestürzt wurde. Der Wirth und seine Leute sind mit Leitern und Stricken hin, dem Unglücklichen zu helfen, welcher noch lebt!«

»Das ist Christoph, der im Abgrund liegt!« schrie Therese laut auf.

Viertes Capitel.

Frau von Blümlein.

Wenn ein Weib liederlich ist, so verpraßt sie in einem Monate mehr als ein liederlicher Mann in einem Jahre. Ist ein schönes Weib liederlich, der es an Zuflüssen aller Art von Liebhabern und Anbetern nicht mangelt, so richtet sie sich nicht nur selbst, sondern alle die Kurzsichtigen und Wahnsinnigen zu Grunde, die so thöricht sind, ihr den Hof zu machen.

Wien und jede große Stadt war zu allen Zeiten reich an solchen Frauen, auch an leichtfertigen Mädchen fehlte es nicht, und es könnte ein dickes Buch über die gewissenlosen Geschöpfe geschrieben werden, welche mehr als Börsen- und Kartenspiel, Völlerei, Trunksucht, Hang nach einem müßigen Leben u. s. w. zahllose Familien an den Bettelstab brachten.

Wo die Wucherbrut ein solches Geschöpf wittert, da umgibt sie dasselbe mit tausend Netzen. Es gibt keine bessere Beute für Betrug und Wucher als ein unbesonnenes aber schönes Weib oder Mädchen. Sicher, daß die Reize einer Gefeierten eine köstlichere Hypothek für Geldverleiher abgeben als Haussätze und Werthpapiere, Schmucksachen und dergleichen, bieten sie durch Mäkler und Zubringerinnen mit vollen Händen, berechnen unbarmherzige Zinsen und verlangen sonst nichts, als daß ein kleines Wechselchen acceptirt werde.

Wie lockend ist dies!

Eine schöne Frau, ein anmuthiges Mädchen wünscht schnell eine beliebige Summe. Der Geliebte ist ein Graf, ein hochangestellter Herr, ein Banquier, ein Millionär, ein Rentier, oft nur ein Brauer, Fleischer u. s. w.; der Wucherer hat hiervon genaue Kunde; er hat seine Spione, welche das Liebesbarometer des Verehrers genauer studiren als Stuwer das Wetterglas; eine Geldmäklerin, ein Geldzubringer sind flugs bei der Hand; die Schöne bedarf einer Summe von tausend Gulden, es kostet sie nichts als die Worte »Acceptirt« und Pauline oder Nina und den Familiennamen, und tausend bare Gulden sind in ihren Händen. Freilich hat sie am Verfallstage das Doppelte und Dreifache zu entrichten, aber dieser Verfallstag ist erst in drei Monaten, und was kümmert dieser Verfallstag die Holde, hat sie doch einen Grafen, einen Banquier, einen Rentier, einen Brauer, einen Fleischer — als einen intimen Freund, der bezahlt, ja bezahlt oft noch zehnmal größere Summen nur für ein freundliches Lächeln und einen sanften Händedruck.

Vor zwanzig Jahren befanden sich in Wien drei Wucherer, welche sonst keine anderen Geschäfte betrieben, als mit leichtsinnigen Weibern. Diese drei Wucherer unternahmen zwar jeder für sich seine eigenen Kaperaffairen, aber im Auswerfen ihrer Netze hielten sie zusammen und sprachen sich auch täglich, um sich gegenseitig Bericht zu erstatten.

Jeder dieser Ehrenmänner wohnte in einem andern Stadtviertel, allein im Centrum, in einem Kaffehhause im Mittelpunkte Wiens, trafen sie immer zusammen.

Dieses Kaffehhaus war ihnen auch darum so lieb, weil

dort von Müßiggängern, Spielern und Stadtklatschern die Chronik scandaleuse so recht im Großen und Kleinen verhandelt wurde. Mitten unter diese Scandalverkündiger drängten sich die drei Wucherer und spitzten ihre Ohren und ordneten ihre Manövers und forschten und lauschten, und bestimmten darnach den Credit der verschwenderischen Frauen, der indiscreten Maitressen und lockern Mädchen des Wiener Weibermarktes.

Wir müssen diese drei Erzschelme von Wucherern doch näher bezeichnen. Sie sind zwar alle drei gestorben, zwar nicht am Hanf, der eigens für sie hätte gebaut werden sollen, doch an Krankheiten, welche für diese Leute nicht bezeichnender hätten sein können.

Ihre wahren Namen wollen wir nicht nennen, aber die falschen, die wir ihnen beilegen, werden nicht verhindern, daß man einen oder den andern dennoch erkenne.

Wir werden genaue Porträte geben von diesen Herren; gut getroffene Porträte machen es aber überflüssig, daß man darunter schreibe, wen sie vorstellen.

Der Eine dieses Kleeblattes soll den Namen Geyer haben; er starb am Wahnsinn.

Der Andere soll Hay heißen; er, dessen Herz Stein war, und der den häufig von ihm hintergangenen Leuten Sand in die Augen streute, starb an Sand und Stein.

Der Dritte soll Strick heißen; er erstickte in seinem Fette, ein Schlagfluß kam dem Scharfrichter zuvor.

Diese drei liebreichen Männer hatten auch unter sich eine eigene Wucherpolizei.

Die Chronik scandaleuse im Kaffehhause erschien ihnen nicht immer ganz verlässig.

Herr Geyer patrouillirte Abends zu allen Hausmeistern

jener Häuser, in welchen die Damen wohnten, welchen er Geld vorstreckte. Die Hausmeister mußten genau rapportiren, wer bei seinen Kunden ein- und ausging, welche Equipagen am Hause hielten, welche Spiele, Gastereien sie rangirten, wie oft und wann sie auf Bällen und in den Theatern erschienen, und ob nicht etwa ungestüme Gläubiger zu bemerken seien.

Herr Hay hatte alle Dienstleute seiner Clienten im Solde. Die Kammerjungfern, Stubenmädchen, die Bedienten mußten aufpassen, ob die bekannten Liebesverhältnisse nicht etwa eine schnelle Veränderung erlitten, ob die Liebesflammen noch gleich günstig brennten, und ob nicht etwa von irgend einer Seite eine dringende Abreise drohe.

Herr Strick hatte die Mäkler zu überwachen. Ihm mußten diese genau, und auf Leben, Ehre, in so ferne ein Mäkler eine Ehre hat, und auf Seligkeit, wenn es in der Hölle eine Seligkeit gibt, versichern, wie viele Wechsel seiner Opfer in Umlauf kommen, ob sie stark angeboten werden. Bei den Gerichten mußten diese Mäkler auch zu erforschen suchen, ob Wechselklagen eingereicht, ob Pfändungen, Feilbietungen der »Fahrnisse« (ein herrliches Wort der Advocaten) drohten, ob Personalarreste im Zuge oder etwa gar, zum Schrecken und Entsetzen eines Wucherers, Concurse zu befürchten seien. Auch mußten die Mäkler, die unter sich wie die Diebe in einem gewissen schmählichen Einverständnisse leben, die nahe Verfallszeit solcher Wechsel melden, welche sich nicht in den Händen der drei Ehrenmänner à la Grasl, Stangel und Fäding befanden.

Man sieht hieraus, der Wuchererbund war gehörig or-

ganisirt, und es konnte seinen edlen Mitgliedern nichts entgehen, was ihnen zu erfahren nothwendig erschien.

Im Kaffehhause angekommen, drehten sich die Gespräche der drei Corsaren gewöhnlich um folgende Dinge:

Hay trat ein, fand die andern bereits ihren Kaffeh schlürfend und redete sie an:

»Hat die Frau von Sellein heute bezahlt?«

»Pünktlich!«

»Was ist es mit dem Fräulein Holler?«

»Die hat vor drei Tagen schon um eine Prolongation für drei Monate gebeten.«

»Haben Sie sie zugestanden?«

»Könnte mir nicht einfallen!«

»Weshalb nicht? Sie haben ja ein »rasendes« Geld bei ihr verdient, Sie könnten wohl ein Auge zudrücken!«

»Da müßte ich ein Narr sein! So eben erfahre ich von Herrn Geyer ganz zufällig, daß die Holler »nicht inoculirt« wurde, daß die bösartigen Blattern in ihrem Hause grassiren. Wird sie davon befallen, geht die Schönheit zum Teufel; so sieht sie ihr Marquis nicht mehr an, ihr Baron läßt sie sitzen, und der reiche Fleischhacker aus der Vorstadt weicht ihr aus wie einer kranken Kuh; — da könnte ich mir meine fünfzehnhundert Gulden suchen. Nichts da! Zahlen muß sie, sonst wird sie eingesperrt, und wenn »Laub und Gras« für sie bitten.«

»Wie steht es mit Frau von Loyden?«

»Die rumpelt schön hinein! die trägt schon selbst hundert Procent an. — Ich gebe ihr aber immer noch Geld.«

»Ihr Mann zahlt ja nichts mehr für sie.«

»O, es zahlt schon ein Anderer; da ist Einer aus Rotterdam angekommen, das ist der Erklärte! Der gibt

mit vollen Händen, diese schlechte Frau ist jetzt wieder vollkommen gut.«

Gewöhnlich wurden diese Gespräche belauscht, und von irgend einem Spaßvogel, der die Wucherer gerne quälte, unterbrochen.

Da war ein junger Beamter, Pippermann hieß er, und ganz Wien kannte ihn wegen seiner heitern Laune; dieser konnte die Bluthunde nicht leiden und marterte sie, so oft er sich ihnen nahte.

»Herr von Geyer,« redete er eines Tages den Mann an, der später wahnsinnig wurde, »haben Sie von der Frau von Blümlein Wechsel in Händen?«

»Wer läßt fragen?«

»Ich. Wenn Sie nicht antworten wollen, ist es mir auch recht. Leben Sie wohl.«

»Was ist's mit der Frau von Blümlein?«

»Wer läßt fragen?«

»Sie rächen sich und geben mir meine Frage zurück.«

»Ich räche mich nicht, ich bezahle nur mit gleicher Münze. Sie müssen überhaupt artig reden mit einem Manne, wie ich bin. Ich bin Ihnen nichts schuldig, und werde Ihnen nie was schuldig werden.«

»Nu, fahren Sie nur nicht auf!«

»Ich lasse mich nur herab, wenn ich manchmal mit Ihnen spreche, denn wenn mein Departementschef erfährt, daß ich Sie kenne, so avancire ich mein Leben nicht. Noch ist jeder meiner Collegen präterirt worden, der einen Wucherer gegrüßt hat.«

»Halten Sie Ihre Zunge im Zaume, ich bin kein Wucherer.«

»Nein, aber ein Blutegel.«

»Ruhig, meine Herren, wir sind in einem öffentlichen Kaffehhause,« versetzte Strick. »Was ist es mit der Frau von Blümlein?«

»Nichts ist es mit Ihr! Graf Pahlau ist mir heute auf dem Kohlmarkte begegnet, und hat mir unaufgefordert erzählt, daß er nichts mehr von ihr wissen wolle; daß sie ihn auf eine zu gemeine Art betrogen habe, denn einem Musikmeister, Würbi ist sein Name, hängt sie die Summen an, die ihr der Graf so freigebig auswirft. Der Graf nannte die Blümlein eine undankbare Creatur, und versicherte, daß er sie durch seinen Jäger aus seinem Palais habe hinausweisen lassen. Dasselbe hat der Graf auch dem Hauptmann Mohrenschwert mitgetheilt. Dort steht der Hauptmann, fragen Sie ihn, wenn Sie mir nicht glauben.«

Die drei Wucherer flogen schnell auf den Hauptmann hin, fragten diesen nach dem Schicksal der Blümlein und erfuhren die Bestätigung des Gesagten.

»Marqueur, zahlen!« rief Hay.

»Marqueur, zahlen!« sagte Strick.

»Marqueur, zahlen!« brüllte Geyer.

»Wo wollen die Herren denn so schnell hin?« fragte Pippermann.

»Der Mäklerin Kepperles dreh ich den Hals um!« keuchte Hay. »Diese ist schuld, daß ich jetzt mit zweitausend Gulden in der Patsche sitze!«

»Ich morde ihr Stubenmädel,« versetzte Hay, »die hat mir geschworen, das Verhältniß der Blümlein mit dem Grafen dauere ewig.«

»Und ich bringe den Solicitator Specht um; dieser hat mir erzählt, der Graf könne sich von der Blümlein nie trennen, er sei durch ewig fesselnde Bande an sie gebunden.«

Pippermann lachte laut.

»Sie haben leicht lachen,« bemerkte Hay, »Sie haben kein Geld bei ihr,« und stürzte fort.

»Nicht wuchern, Herr von Hay!« rief Pippermann ihm nach.

»Bei mir stehen viertausend Gulden auf dem Sprunge!« polterte Geyer und eilte aus dem Kaffehhause.

»Machen Sie keine halsbrecherischen Geschäfte!« erwiederte Pippermann.

»Ich verliere dreitausend Gulden bei der Blümlein und ernte am Ende noch Schande und Spott!« eiferte Strick.

Er folgte seinen Collegen.

»Schand und Hohn
Wucherlohn!«

versetzte Pippermann, dann wandte er sich an den Hauptmann und sagte:

»Ich habe die Wette gewonnen, das Kaffehhaus habe ich gesäubert von diesen drei Schmeißfliegen. Jetzt warte ich noch auf die beiden Brüder Syrupberg, diese beiden sind aus allen Wucherern in Wien die allergewissenlosesten, unverschämtesten und dummfrechsten; mit diesen habe ich einen eignen Spuk vor. Davon soll die ganze Stadt sprechen. Zwei solche bodenlos schlechte Subjecte zu züchtigen und zu blamiren soll mein Streben sein. Ich habe ein ganzes Bändchen Anekdoten aus dem Leben dieser »Menschenschinder,« diese Anekdoten lasse ich in Leipzig drucken.«

Von dem, was Pippermann den drei Gaunern, Strick, Hay und Geyer, über Frau von Blümlein und den Grafen Pahlau erzählte, war jedes Wort der Wahrheit getreu.

Der Graf war über die Aufführung der Blümlein so entrüstet, daß er wirklich seine Hand von ihr, wenigstens für einige Zeit, abzog. Jeannette, das Kammermädchen, ward zur Verrätherin ihrer Frau.

Auf welche Weise dies geschah, soll im nächsten Capital ausführlich erzählt werden.

Das ist das Schicksal liederlicher Frauen. Ihr unbesonnener, unsittlicher Lebenswandel zwingt sie ihre Dienstleute zu Vertrauten zu machen; diese sündigen dann auf die Geheimnisse, welche sie von ihren Herrschaften erfahren haben, und maltraitiren die Herrschaft.

Dadurch werden die Domestiken die Gebieter und die Gebieter werden zu untergeordneten Personen. Die Kammerjungfern, Stubenmädchen, Bedienten in manchem Hause, beherrschen oft die ganze Familie. Es gibt Familien, in welchen Herr und Frau vor der Dienerschaft sich nicht mucksen dürfen, sonst werden sie blamirt.

Jeannette war eine solche Creatur, die sich übernahm. Frau von Blümlein durfte ihr keine schiefe Miene machen, so artete sie aus; sie bestahl und hinterging, bewucherte und betrog ihre Dienstgeberin, und diese mußte noch dankbar und ergeben jede Uebervortheilung hinnehmen. Jeannette ging noch weiter. Sie bestahl auch im Hause der Blümlein noch fremde Personen, wie jenes Fräulein Solau; darüber riß der Blümlein die Geduld, sie machte Jeannetten Vorwürfe, sie mußte aber diese Vorwürfe theuer bezahlen.

Fünftes Capitel.

Frau von Blümlein, Sclavin ihres Stubenmädchens.

Die Leser werden sich aus dem zweiten Capitel des zweiten Theiles unserer Mittheilung erinnern, daß Fräulein Solau in nicht geringer Bestürzung über den durch Jeannette ausgelösten Schmuck bei Frau von Blümlein erschien.

Die Ursache war folgende:

Als Fräulein Solau den Schmuck an die rechtmäßige Eigenthümerin zurückstellen wollte, entdeckte diese, daß ein großer Brillant herausgenommen worden sei.

Die Eigenthümerin erhob hierüber eine förmliche Anklage.

Fräulein Solau, um den Verdacht von sich abzuwälzen, als hätte sie den Stein unterschlagen, mußte angeben, was mit dem Schmuck geschehen.

Dies Bekenntniß bei der Polizei abzulegen, war für sie entsetzlich, allein sie besaß den Schmuck, gab ihn zurück, der Vorwurf einer Veruntreuung fiel weg, — sie hatte sich nur über den fehlenden Solitär zu verantworten.

Sie nannte Jeannette, aus deren Händen sie den Schmuck empfing.

Ein Commissär und zwei seiner Leuten ließen das Fräulein nicht aus den Augen; sie traten mit Solau fast gleichzeitig bei der Blümlein ein.

Jeannette läugnete von dem herausgenommenen Juwel etwas zu wissen und erschien ganz aufgeregt und entrüstet vor ihrer Herrin.

Graf Pahlau war, wie in jenem Capitel bereits angedeutet wurde, im Hause seiner Geliebten.

Als der Commissär in die Wohnung der Frau von Blümlein trat, kam ihm der Graf entgegen.

Der Commissär unterrichtete den Grafen von der Ursache seines Besuches.

Fräulein Solau wurde hierdurch neuerdings beschämt und gedemüthigt.

Frau von Blümlein richtete nun die wenigen Worte an Jeannette:

»Was hast Du denn gemacht?«

Diese fuhr aber sogleich wie eine Furie auf, alle Achtung vor ihrer Frau vergessend und antwortete:

»Was ich gemacht habe? Euer Gnaden wissen es ja ohnehin! Ihre Freundin habe ich aus einer namenlosen Verlegenheit, bei welcher sie Ehre und Freiheit riskirte, gerissen, und nun soll mein Lohn sein, daß ich als Diebin angeklagt werde. — Ich bin aber keine Diebin, vielleicht sind andere Leute Diebinnen, welche es minder genau mit fremdem Eigenthum nehmen — ich wenigstens habe nie anvertrautes Gut versetzt!«

»Um Gotteswillen, Jeannette,« erwiederte Blümlein, »bewache doch deine Lästerzunge.«

»Nein, ich bewache sie nicht! Wer meine Ehre angreift, nimmt mir mein kostbarstes Gut. Eher sterbe ich, als ich meine Rechtschaffenheit antasten lasse.«

»Ruhig,« sagte der Graf, »wer tastet denn Ihre Ehre an?«

»Die da,« erwiederte Jeannette mit wegwerfendem Tone, indem sie mit der Hand nach dem Fräulein Solau wies. »Sie soll läugnen, wenn sie es vermag, ob ich sie nicht ausdrücklich fragte: »Fräulein Solau, erkennen Sie diesen Schmuck als den Ihrigen?« — Hierauf antwortete sie: »Ja, ich erkenne den Schmuck, den ich gewünscht.« — Hierauf fragte ich: »Es fehlt daran nichts? — Betrachten Sie den Schmuck noch einmal,« und diese Mamsell antwortete: »Es fehlt nichts!« — Ist dies wahr oder nicht? Reden Sie!«

»Was unterstehst Du Dich in diesem beleidigenden Ton mit meiner Freundin zu sprechen!« sagte Frau von Blümlein.

»Sie schweigen für immer, sonst rede ich mit Ihnen noch nachdrücklicher,« tobte Jeannette gegen ihre Gebieterin.

»Das ist arg!« versetzte der Graf. »Eine im Zorne so roh auffahrende Person ist mir noch nicht vorgekommen.«

»Mäßige sie sich,« befahl der Commissär. »Fräulein Solau,« fragte er hierauf diese, »was haben Sie zu bemerken?«

»In meiner Freude, den Schmuck wieder zu erhalten,« versetzte Solau, »und in der Zuversicht, der Schmuck werde ganz so sein, wie ich ihn übergab, warf ich nur einen flüchtigen Blick darauf. Ob ich gerade die Worte, welche diese unartige Person von mir gehört zu haben vorgibt, gesagt, weiß ich nicht mehr.«

»So,« fuhr Jeannette noch wüthender auf, »so will ich Sie denn sogleich Lügen strafen. Haben Sie vergessen, daß ich Zeugen habe? Daß ich einen Hausmeister und einen Brotsitzer eigens hierher kommen ließ, um zwei Zeugen in der Verhandlung mit Ihnen zu besitzen, weil ich

wohl wußte, wie vorsichtig man mit gewissen Personen zu Werke gehen müsse. Soll ich den Hausmeister und den Brotsitzer hierher rufen lassen?«

»Ja,« versetzte der Commissär.

»Nur einen Augenblick,« erwiederte der Graf. »Wir wollen den Scandal nicht noch weiter treiben. In meinen Augen beweisen diese Zeugen nichts. Der Stein kann herausgefallen sein, der Stein kann sogar nicht einmal, als er in die Hände des Fräuleins kam, vorhanden gewesen sein, denn er war so versteckt an einem Blatte der Brillantguirlande angebracht, daß man seinen Abgang nur bemerkt, wenn man darauf aufmerksam gemacht wird. — Ich wünsche den unangenehmen Vorgang aus Achtung für die Frau vom Hause abgekürzt. Ich erbiete mich, den Schaden zu ersetzen. Wissen Sie nicht, Fräulein Solau, was die Eigenthümerin des Schmuckes dafür begehrt?«

»Unerhört viel,« entgegnete das Fräulein, »fünfhundert Gulden für einen so geringen Brillant.«

»Gut, ich bezahle diese fünfhundert Gulden,« erwiederte der Graf. »In einen Stunde sende ich dieses Geld Ihnen, Herr Commissär; mögen Sie die Eigenthümerin damit befriedigen und möge die Anklage dann wegfallen.«

»Da die Klägerin nur bares Geld wünscht,« versetzte der Commissär, »so ist die Sache abgethan.«

Der Commissär ging mit seinen Leuten.

»Und nun, Mamsell Jeannette, bitten Sie zuerst Ihre Frau und dann Fräulein Solau um Verzeihung. Eine so gemeine Weise, sich zu expectoriren, hätte ich von Ihnen nicht erwartet.«

»Ich — diese Beiden? Weshalb denn? Von Frau von Blümlein lasse ich mich nicht zurechtweisen, wenn es

meine Ehre gilt, und was diese Person betrifft, die einen Schmuck versetzte, der nicht ihr gehörte, und einen Stein changirte, um ein ehrliches Dienstmädchen zu verdächtigen und in ein großes Unglück zu bringen, so soll sie mich um Verzeihung bitten; doch unsere Affaire ist noch nicht zu Ende, wir kommen schon noch zusammen.«

Mit diesen Worten stürzte Jeannette zur Thüre hinaus.

Eine impertinente Person!« rief der Graf.

»Sie häuft Beleidigungen auf Beleidigungen,« klagte Solau, »und ich muß schweigen, weil sie gegen mich im Vortheile ist. O das schmerzt tief! Meine Lage ist schrecklich!«

»So ergeht es uns armen Geschöpfen, wenn wir zu solchen miserablen Personagen unsere Zuflucht nehmen müssen! Herr Graf, Ihnen danke ich, daß Sie diese fatale Geschichte so edelmüthig ausgeglichen haben. Tausend Dank, guter, lieber Graf! — Dir, Blümlein, bringe ich mein Bedauern dar, daß ein solches entartetes Weibsbild in deinen Diensten steht!«

Sie verneigte sich gegen den Grafen und Blümlein und entfernte sich.

»Diese Ihre Kammerjungfer müssen Sie sogleich aus dem Hause weisen,« sagte der Graf zur Blümlein.

»Ach,« seufzte diese, »wie gerne thäte ich es, aber ich bin so an sie gewöhnt.«

»Gewöhnt, an einen Drachen, an eine nichtswürdige, rücksichslose Person?«

»Sie ist das beste Mädchen von der Welt, und nur heute war sie so alterirt.«

»Alterirt?«

»Sie hat ein gutes Herz und bereut gewiß schon ihr Benehmen.«

»Sie werden sie also nicht aus dem Hause jagen?«

»O bedenken Sie doch, daß sie aus gekränkter Ehre sich vergaß. Sie soll als eine Diebin sich bezeichnen lassen und dabei ruhig sein?«

»Und ich sage Ihnen, Frau von Blümlein, Jeannette hat den Stein gestohlen, ich werde dies noch heraus bekommen. Wer so frech sich gegen eine Anschuldigung vertheidigt, einen Verdacht mit Brutalität abwälzen will, hat kein reines Gewissen! Schon der Umstand, daß sie Zeugen mitbrachte, als sie den Schmuck übergab, macht sie mir bedenklich. Endlich konnte sie weder Ihnen, noch mir, noch dem Commissär in die Augen sehen; sie tobte ins Blaue hinein und schmähte! — Gut, behalten Sie diese elende Person in Ihrem Dienste; lassen Sie sich von ihr maltraitiren; lassen Sie sich von ihr behandeln, als wenn Sie die Magd und die Magd die Frau wäre. Wenn ich aber je wieder in Ihr Haus kommen soll, so sorgen Sie dafür, daß Jeannette mir nicht unter die Augen tritt. Adieu, Madame, fallen Sie nun Ihrer Zofe zu Füßen und bitten Sie um Gottes willen um Verzeihung, daß ihr in Ihrem Hause ein unangenehmes Ereigniß begegnet ist.«

Der Graf ging in großer Verstimmung fort.

Frau von Blümlein gerieth in arge Verlegenheit, sie kämpfte sichtbar mit sich. Sie mußte dem Grafen beistimmen, aber sie lag in den Banden ihres Ungethüms.

Endlich zog sie die Glocke.

Jeannette erschien.

»Sie wünschen?« fragte sie ihre Gebieterin auf eine Weise, welche den größten Hohn verrieth.

»Sag' mir, was ist Dir eingefallen mich so respectwidrig vor dem Grafen zu behandeln?«

»Respectwidrig? verdienen Sie Respect?«

»Bin ich nicht deine Brotgeberin?«

»Muß ich mir mein Brot bei Ihnen nicht sauer verdienen? Zu welchen Aufträgen bin ich da? — Bald muß ich Sie vor dem Grafen beschönigen und Ihnen lügen helfen, bald Sie vor den Gläubigern verläugnen und wieder lügen helfen. Bald Geld auftreiben, bald alles Mögliche für Sie versetzen und verkaufen, bald die heimlichen Liebhaber überwachen, und zu allen Ihren Intriguen die Hand bieten. Und für alles dies habe ich an Ihnen nicht einmal eine Vertheidigerin! — Ich hätte gedacht, Sie würden eher für meine Ehre raufen, als mich beschimpfen lassen; doch wer selbst keine Ehre hat, kann freilich für die Ehre Anderer nicht einstehen!«

Frau von Blümlein stand starr vor Entrüstung, als sie Jeannette in diesem Tone sprechen hörte.

Sie kämpfte sichtbar mit ihrem Grimme, und hätte gerne die unverschämte Kammerjungfer durch ihren Bedienten aus dem Hause werfen lassen, wenn Jeannette die Blümlein nicht völlig in der Hand gehabt.

Endlich ermannte sich die Gebieterin und sprach:

»Jeannette, Du bist schrecklich in deinen Aeußerungen! Woher diese Aufregung? Woher dein Haß? — Du feindest mich an, daß ich Dir das Wort nicht geredet, und Du warst es doch, welche die Achtung vor mir so sehr bei Seite setzte, daß der Graf, der so gut ist und Dir so wohl will, ganz betreten war, als er Dich so wegwerfend von meiner Freundin, und dies noch dazu in ihrer Gegenwart, und eben so beleidigend von mir sprechen hörte. — Ich will deinen Unmuth gegen mich nicht noch mehr reizen, aber verhehlen kann ich es nicht, daß Du undankbar bist. —

Ich habe Dich als ein armes Mädchen ins Haus genommen. Deine Eltern starben, deine Tante verstieß Dich; Du wußtest nicht wohin Du dein Haupt legen, woher Du ein Mittagmahl nehmen solltest, und gekleidet warst Du wie ein Bettelkind. — Deine Noth ging mir nahe. — Ich sorgte für Dich wie für eine Schwester. Ich ließ Dich in allen weiblichen Arbeiten unterrichten; ich ließ Dir so viel lehren, daß Du bei jeder Dame als erste Kammerjungfer eintreten konntest. — Du bist nun Jahre lang bei mir. Du hast alles, was ich habe, Du hast eine Garderobe wie keine deines Gleichen, Du besitzest sogar Schmuck und werthvolle Spitzen. Alles von mir! — Ja, man sagt mir, daß Du Dir ein namhaftes Capitälchen bei mir gemacht — — und doch dieser schwarze Undank! — Sprich, habe ich dies verdient?«

Jeannette schwieg einen Augenblick, dann entgegnete sie:

»Es ist wahr, Euer Gnaden haben mir viele Güte erwiesen, aber ich habe Ihnen dafür Treue und Anhänglichkeit bezeigt.«

»Treue und Anhänglichkeit? Dies ist nicht wahr! — Treue und Anhänglichkeit haben Dienstboten schon lange aus ihrem Katechismus gestrichen, Verrath und Verläugnung, das ist's, was sie im Auge haben! Mit wenig Ausnahmen möchten die jetzigen Domestiken ihre Herrschaften lieber verderben, als ihnen beistehen! Die schlechteste Dienerschaft hat aber immer der beste Dienstgeber. — Genug! Ich mache Dir keine Vorwürfe mehr. Nur Eins bedinge ich mir, wenn der Graf wieder hieherkommt, so vermeide es, ihm unter die Augen zu kommen. Er ist über dein Benehmen so aufgebracht, daß er Dich nicht sehen will.«

Jeannette hätte so gerne wieder nach ihrer frechen brutalen Weise geantwortet; sie wurde dunkelroth, als sie diese Worte hörte, aber sie verbiß ihren Aerger und sprach nur die wenigen Worte:

»Ganz wohl, Euer Gnaden!« verneigte sich kalt und eilte aus dem Salon ihrer Gebieterin.

»Geh',« sagte diese; »ich weiß recht gut, was Du denkst, aber Du weißt nicht, was ich denke, was ich gegen Dich unternehmen werde. — Es soll Dir schon heimkommen, schlechtherzige, rücksichtslose Personage!«

Ein Bedienter trat ein und meldete die drei Wucherer Hay, Strick und Geyer.

»Was wollen diese?« sagte Frau von Blümlein für sich. Dann wendete sie sich an den Bedienten mit den Worten:

»Die Herren mögen eintreten!«

Die drei Gläubiger polterten zur Thüre herein.

»Was gibt es, meine Herren? Mit welcher Hastigkeit, mit welcher Aufgeregtheit treten Sie bei mir ein?«

»Da sind Sie ja noch! Gott sei Dank!« lärmte Hay.

»Was soll das heißen?«

»Das soll heißen, daß Sie noch nicht durchgegangen sind, daß uns also noch ein provisorischer Arrest etwas nützen kann.«

»Was erfrechen Sie sich mir hier zu sagen?«

»Gar keine Frechheit! frech sind nur jene Personen, welche Schulden machen, ohne je die Absicht zu haben, sie wieder zu bezahlen.«

»Wir wissen schon Alles!« versetzte Geyer. »Mit Ihrer Herrlichkeit ist es aus. Der Graf Pahlau hat die Hand von Ihnen abgezogen. Er kommt nicht mehr zu Ihnen.«

»Ja,« tobte Strick, »weil Sie ihn auf die mechanteste Weise betrogen haben, weil Sie ihm, mit Hilfe eines Herrn Würbi, solche Hörner aufsetzten, daß er bei keinem Stadtthore mehr hereingehen, in keinem zugemachten Wagen mehr fahren und nur in einer Caleſche ſeine Promenade machen kann.«

»Meine Herren, Sie treiben Ihre Impertinenz auf's Aeußerste! — Was berechtigt Sie in diesem Tone mit mir zu reden?«

»Was uns berechtigt?« erwiederte Strick. »Wir haben Wechsel von Ihnen in den Händen, Wechsel, die noch nicht bezahlt sind, und das werden Sie wohl schon erfahren haben, daß derjenige, welcher von Jemanden einen Wechsel besitzt, einen Wechsel, für den kein Geld zu hoffen, nach unsern Gesetzen mit diesem Jemand machen kann, was ihm beliebt.«

»Ich lasse Sie zwicken à la Zahlheim,« eiferte Hay.

»Und ich Sie rädern à la bairischen Hiesel,« setzte Geyer hinzu.

Frau von Blümlein stand wie eine Statue, bleich und starr. Endlich sprach sie:

»Was wollen Sie denn? Ihre Wechsel sind ja nicht einmal fällig.«

»Ja, wenn sie fällig wären!« rief Strick, »und nicht bezahlt würden, da lebten Sie ja gar nicht mehr! Da hätte Sie ja mein Advocat, der Doctor Reißer, schon längst vernichtet, der hat schon gegen 20,000 Pfändungen, 18,000 Feilbietungen, 15,000 Concurse und so viele Personalarreste verhängt, daß — säßen die Schuldner alle, die er seit Jahren einsperren ließ, in einem Hause, so wäre der Spielberg ein Monatzimmer dagegen!«

»Vor Allem muß ich Ihnen sagen, daß es nicht wahr ist, daß mein Verhältniß mit dem Grafen Pahlau nicht mehr besteht. — Im Gegentheile, nie war seine Freundschaft für mich größer als in diesem Augenblicke.«

»Ueberzeugen Sie uns hievon!«

»Sie werden doch nicht wähnen, daß ich über eine solche delicate Sache mit dem Grafen in Ihrer Gegenwart verhandeln könne?«

»Warum nicht?« antwortete Hay, »uns genirt dies nicht im mindesten.«

»O, wir werden oft in Dinge eingeweiht,« versetzte Geyer, »wovon sich die menschliche Philosophie nichts träumen läßt.«

»Mit einem Wechsel in der Hand dringen wir bis in die Hölle, wenn es sein muß, und pfänden den Satan um seinen letzten Stoß Holz. Mein Advocat, der Doctor Reißer, hat schon neugeborne Kinder ausgezogen.«

»Wenn Ihre Wechsel fällig sind, unterwerfe ich mich der bekannten empörenden Grausamkeit Ihres Advocaten.«

»So lange warten wir nicht! Wir haben Beweise, daß Sie Wien verlassen wollen.«

»Das ist nicht wahr!«

»Wahr oder nicht,« bemerkte Strick, »wir alle Drei beschwören es, daß Sie durchgehen wollen. Wir dringen auf Sicherstellung; mittlerweile auf provisorischen Arrest, einem Wechselgläubiger wird Alles bewilligt, — ja, wenn ich selbst einen falschen Wechsel von Ihnen in Händen hätte, so kann ich Sie einklagen und einsperren lassen, das ist ja eben das Köstliche bei den Wechseln, daß kein Mensch gefragt wird, bist du diese Summe wirklich schuldig und hast du das geschrieben, nein, bezahlt muß wer-

den, dann erst kann man sein Recht geltend machen; darin liegt der Witz!«

»Wollen Sie dieser Procedur sich nicht aussetzen, so geben Sie uns drei Accepte vom Herrn Grafen. Wenn Sie so gut sind mit ihm, so ist dies ein Kinderspiel für Sie.«

»Nie werde ich dies! Und nun sage ich Ihnen, verlassen Sie mich mit Ihren impertinenten Zumuthungen oder ich rufe meine Bedienten.«

»O diese Kerls thun uns nichts, die sind uns selbst schuldig.«

»Ich habe von Ihrem Ignaz eine Tratte für 14 Maß Bier in Händen.«

»Hier ist die Thüre und nun entfernen Sie sich gutwillig — oder — oder es wird mir die Polizei beistehen.«

»Die Polizei,« sagte Strick, »ein verwünschtes Wort. Der Polizei bin ich all mein Leben ausgewichen wie dem gelben Fieber. Kommt, Freunde, gehen wir zu Doctor Reißer, der weiß gewiß Rath. Der hat für diesen Fall sicher ein Auskunftsmittel in petto.«

»Mir fällt Etwas ein!« sagte Hay ganz heimlich zu seinen Freunden. »Wir haben ja von einem Wechsel vom vorigen Jahre, der zwar ausgeglichen wurde, eine Zahlungsauflage auf die Blümlein. Nur noch 2 fl. 30 kr. haften im Rückstand für Gerichtskosten; wir begehren auf den Rest von 2 fl. 30 kr. den Personalarrest; er wird bewilligt wie Alles! — Empfehlen uns zu Gnaden!«

Damit gingen die drei Ehrenmänner.

»Es ist zu viel!« sagte Blümlein. »Ich halte es nicht mehr aus! Das arme Weib, das da unten am Hausthore das Holz sägt und in den Keller schafft, ist glücklicher als ich, die in Seide und Sammt einherrauscht und in einer

kostbaren Equipage fährt. — O welch ein Elend bedrückt mich! Die wenigen vergnügten Stunden, die mir zu Theil werden, — tausendfältig werden sie mir durch Kummer, Noth und Sorge vergällt! Das arme Weib da unten, wenn es Abends zu den Ihrigen heimkehrt, so feiert sie schönere Stunden als ich, und wenn ich bei zahllosen Kerzen spiele, mit lautem Applaus eine Arie singe, oder im heitern Tanze mich bewege! — Geht die Arme zu Bette, so schläft sie von der Arbeit ermüdet süß; mich flieht der Schlaf bis gegen Morgen, und suche ich da einzuschlafen, so lärmen mich die Gläubiger auf. — Und ich kann meine Leiden nicht beenden, ich habe mich zu tief in mein Unglück gestürzt. — Ich sehe keinen Ausweg! — Wenn der Graf noch einmal mich retten möchte! — Heilig und ernst würde ich ihm mein Wort halten, und einen vernünftigen Lebenswandel führen. — Ich will an ihn schreiben, herzlich will ich ihm schreiben, ich will ihn um Gottes willen bitten, mich nicht umkommen zu lassen, mich aus den Händen der Wucherer für immer zu befreien, und will beisetzen, er möge mich dann verstoßen, wenn ich noch einmal in eine solche Lage komme!«

Ein Bedienter trat ein.

»Von dem Herrn Grafen Pahlau ein Brief.«

Der Bediente übergab ihn und entfernte sich.

Frau von Blümlein öffnete das Schreiben.

»Was ist das?« rief sie.

Sie las den Brief und las ihn noch einmal.

»Mein Gott!« sagte sie. »Wer muß mir diesen Todesstreich versetzt haben! Vielleicht die Solau? — Sie hat ja jetzt keine Liaison. — Längst hat sie mich um den reichen, freigebigen Cavalier beneidet. — Unter dem Vorwande, dem Grafen

zu danken, weil er 500 fl. für den entwendeten Stein bezahlte, hat sie sich ihm genähert, hat zugleich ihr Netz ausgeworfen! — Hübsch ist sie! — Dann hat sie mich verrathen! Niemand weiß ja von Würbi so viel als sie! — Es ist entsetzlich! In diesem Augenblicke muß mich ein solcher Schlag treffen, in welchem ich des Grafen Liebe so sehr in Anspruch nehmen wollte. — Ich muß hin zu dem Grafen, ich muß den boshaften Streich abwenden, noch ehe er mich für immer trifft.«

Sie wurde durch das Erscheinen Würbi's aus ihren Betrachtungen gerissen.

»Ich komme — Dir zu danken! Nun bin ich durch deinen Edelmuth von meinem Elende befreit.«

»Ach, Würbi, Dir wurde ein Stein vom Herzen gewälzt und mir dafür eine Felsenlast aufgebürdet; lies diesen Brief.«

Würbi ergriff den Brief und sagte:

»Vom Grafen Pahlau?«

»Von ihm!«

Würbi las:

»Madame.

»Die nichtswürdige Weise, mit der Sie mich behandeln, muß ihr Ziel finden! Während sich der Tapezierer neulich bei Ihnen befand, verbarg sich ein Galan in Ihrem Cabinete! Er entschlüpfte in dem Augenblicke der Verwirrung, welche Jeannette und die Solau verursachten. — Ich höre aus zuverlässiger Quelle, daß das viele Geld, welches Sie mir entreißen, in eines jungen Musikers bodenlosen Säckel fließt, ja, daß Sie mich aussaugen, um den Anbeter zu bereichern. — Dazu kann ich mich nicht ferner bestim-

men lassen. Möge ein Anderer Ihr Dupe sein! — Madame, mich sehen Sie nie wieder. Meine Bedienten sind unterrichtet, Sie weder bei mir vorzulassen, noch einen Brief von Ihnen anzunehmen.

Graf Pahlau.«

»Das wäre ein allerliebster Brief,« versetzte Würbi, und warf denselben von sich, »wenn Du — —«.

In diesem Augenblicke öffnete Jeannette leise eine Tapetenthür und ließ den Grafen eintreten.

Jeannette machte eine Bewegung mit der Hand, als wenn sie dem Grafen Behutsamkeit anempfehlen wollte.

Der Graf blieb im Hintergrunde des Salons stehen und regte sich nicht.

»Wenn,« fuhr Würbi fort, »Du nicht schlau genug wärst, den Gimpel *nicht* flattern zu lassen!«

»Ach, ich fühle mich sehr unglücklich,« erwiederte Blümlein. »*Jetzt, jetzt* trifft mich dies Mißgeschick, zu einer Zeit, wo Zahlungen auf Zahlungen herandrängen.«

»Und ich noch wenigstens tausend Ducaten brauche!«

»*Noch mehr Geld?*« fragte Blümlein ängstlich.

»Begreifst Du das nicht, Schätzchen? — Daher mußt Du Dich mit dem Alten so schnell als möglich versöhnen. Ich benöthige sein Geld.«

»Unverschämter Bube!« erwiederte der Graf und trat hervor. »Im Zuchthause hole Dir Unterstützung, Beutelschneider! Madame, man hat Sie bei mir nicht verleumdet. Es bleibt bei dem, was ich Ihnen geschrieben.«

Der Graf ging.

Blümlein verhüllte sich das Gesicht und sank wie ohnmächtig in die Kissen des Sophas zurück.

Würbi biß sich vor Wuth und Beschämung in die Lippen.

Sechstes Capitel.

Eine Folterkammer.

»Wohin führen Sie mich?« fragte der Mann von Margarethen den furchtbaren Menschen, den er für den aus dem Grabe wiedergekehrten Wagmann hielt.

»In ein Branntweinhaus gewiß nicht,« antwortete Wagmann. »Ich führe Dich an einen Ort, an welchem Du ewig nüchtern bleiben sollst. Und jetzt schweige, oder ich mache Dich für immer verstummen. Da sieh hin, Elender! ein Wagen steht an jener Ecke; in diesen Wagen steigst Du gutwillig, ohne eine Miene zu machen, mir entfliehen zu wollen, oder ich mache Dich mit einem Paare kleiner Sackpistolen bekannt, die, so klein sie sind, deinen Hirnkasten in zwei Theile scheiden sollen.«

»Herr, ich spreche nicht, aber mir klappern die Zähne; wenn Sie dieses Zusammenschlagen meiner Kinnladen für Sprache halten, so bin ich verloren.«

Indeß erreichten beide den Wagen, der wie ein Todtenwagen aussah, aber im Grunde nichts Anderes war, als ein sogenannter Waarenwagen, wie man sie zum Transporte für Kaufmannsgüter noch immer sieht.

Der Mann von Margarethen schlüpfte hinein.

Wagmann folgte.

»Der ist es!« sagte Wagmann, als er den Verbrecher brachte, zu zwei starken Männern, welche schon auf den Mörder gefaßt waren, und ihm augenblicklich Eisen an die Hände und an die Füße legten.

»Mein Gott! mein Gott!« sagte der Mann, den wir Paul nennen wollen.

»Hast Du einen eigenen Gott, den Du anrufst?« fragte Wagmann, »denn der große, allgütige, allweise Gott, den wir anbeten, kann doch unmöglich dein Gott sein, sonst hättest Du unmöglich solche ruchlose Thaten begehen können.«

Indeß rollte der Wagen fort.

»Wohin werde ich gebracht?«

»Das wirst Du schon sehen.«

»Sehen, in dieser rabenfinstern Nacht?«

»Dir wird ein eigenes Licht aufgesteckt werden.«

»Gnade! Barmherzigkeit!«

»Geh doch, Paul, und mache keine Späße! Von wem könntest Du Gnade und Barmherzigkeit erwarten?«

»Werde ich vielleicht heimlich hingerichtet?«

»Warum nicht gar! Einen solchen außerordentlichen Mann heimlich hinrichten! Nein, Dir muß die letzte Ehre öffentlich erzeigt werden.«

»In der Nacht?«

»Glaubst Du, einen solchen Mann wie Du, schickt man ohne Verhör aus der Welt? — Nein, mein süßer Freund, Du mußt erst ordentlich beichten, und lügst Du, so bedenke, daß Du an den Lügen noch eher ersticken sollst, als an dem Stricke, der Dir bestimmt ist; verlasse Dich darauf.«

Es entstand eine lange Pause.

Der Delinquent schwieg.

Der Wagen rollte immer fort.

Paul merkte, daß seine Reise nicht vor die Linien Wiens gehen könne, denn, dachte er, an der Linie müsse ein so sonderbarer Wagen angehalten werden, oder man müßte ihn nur für einen Leichenwagen ansehen.

Auf einmal hielt der Wagen.

Paul horchte. Es kam ihm vor als würde ein großes Thor aufgerissen.

Der Wagen nahm eine bemerkbare Reihe und fuhr in das Thor.

Zum zweiten Mal hielt der Wagen an.

Man öffnete den Schlag des Wagens.

Paul wurde herausgehoben und über eine Stiege geführt, die mäßig beleuchtet war.

Darauf trat man in ein Zimmer, in welchem ein paar alte Herren und ein junger Mensch, letzterer als ein Schreiber, saßen.

Ein stark geheizter Camin warf ein rothes Feuer in die Stube.

Man sah eine Zange im Feuer glühen.

Endlich sah Paul allerlei Werkzeuge im Zimmer herumliegen. Was dies für Werkzeuge waren, konnte Paul nicht entscheiden.

Der Mann, den Paul für den ermordeten Wagmann hielt, nahm den obersten Platz am Verhörstische ein.

Er redete den Verbrecher mit folgenden Worten an:

»Du stehst hier vor keinem Gerichte, das von der Regierung eingesetzt ist. Es ist ein Gericht, bestehend aus den Familiengliedern des unglücklichen Mannes, den Du Scheusal grausam ermordet und beraubt hast. — Aber eben weil

wir keine von der Regierung authorisirte Behörde ausmachen, binden wir uns auch nicht an gesetzliche Vorschriften. Wir nehmen, um Dich zu Geständnissen zu bringen, die Tortur zu Hilfe, wie sie noch vor achtzig Jahren in Oesterreich üblich war. Wir fordern Dich nun auf, uns die Wahrheit zu sagen; belügst Du uns, verschweigst Du uns irgend einen Umstand, verhehlst Du die geringste Sache, so kannst Du gewiß sein, daß wir Dich alle Qualen der Folter empfinden lassen, die je ein Mörder und Räuber empfunden hat. — Sprichst Du aber die Wahrheit, hilfst Du uns ein für unsere Familie höchst verderbliches Geheimniß zu lüften, so soll Dir von uns kein Haar gekrümmt werden.«

»Die Tortur!« antwortete Paul, »die Tortur! Sie können mich da aus bloßer Laune, und zwar so lange quälen lassen, als es Ihnen beliebt.«

»Wir werden nicht anders vorgehen, wie Leute deinesgleichen. Wenn Ihr es angemessen findet, bei euren Raub- und Mordzügen und bei den armen Opfern, die Ihr Euch auserlesen, die Folter anzuwenden, so thut Ihr dies auch so lange als es Euch beliebt. — Ihr wißt z. B. eine einsam liegende Mühle, einen Pfarrhof, ein Bauernhaus; deinesgleichen suchen die günstigste Gelegenheit auf, die hilflosen Bewohner zu überfallen. Sie brechen herein, die Unglücklichen weichen der Gewalt der Räuber, die Räuber forschen nach Geld und Geldeswerth, man bringt das was die Gauner suchen, nicht sogleich; die Räuber mißhandeln nun die Bedauernswerthen; die Räuber drängen die Bedrohten, ihre verborgenen Kostbarkeiten herbeizuschaffen, die armen Leute verläugnen sie, oder besitzen nicht einmal etwas Werthvolles, und nun schreitet der Mörder zu den gräßlich-

sten Martern; er renkt den Opfern die Glieder aus, er brennt sie mit flammenden Spänen und glühenden Eisen — bis er empfängt, was er wünscht, oder bis er sich überzeugt, daß er sich getäuscht; — dies verübt der Räuber, der Mörder, kurz ein Schurke wie Du, an ehrlichen Leuten, und wir ehrlichen Leute sollten Dir, Du Bandit, nicht mit ähnlichen Qualen auf den Leib gehen? — Nein, Patron, so gut soll es Dir nicht werden! Du wirst gefoltert, bis Du beichtest, und sollst mit allen Höllenqualen gepeinigt werden, bis Du gestehst!«

»Gott sei meiner armen Seele gnädig!«

»Ja Gott sei ihr gnädig! Bei mir hast Du kein Erbarmen zu hoffen! — Nun, Elender, gib Antwort auf die Fragen, welche Du jetzt vernehmen wirst? — Weshalb hast Du meinen Bruder ermordet?«

»Weil Hirschmeyer mich zu diesem Morde gedungen.«

»Was hat er Dir hiefür bezahlt?«

»Das Blutgeld hat mein Weib erhalten.«

»Dies ist nicht wahr, Du hast es Dir genommen.«

»Nein, sie hat die Schreckensthat accordirt; sie hat den Lohn dafür erhalten.«

»Ich frage Dich noch einmal, hast Du nichts für diesen Mord empfangen?«

»Nicht das Geringste!«

»Heda, kitzelt den Hallunken ein wenig mit einem Dutzend brennender Wachslichter unter den bloßen Armen; wir wollen sein Gedächtniß etwas auffrischen.«

Ein Paar wüste Kerle rissen Paul die Kleider vom Leibe und trennten ihm die Hemdärmel bis zur Schulter auf.

Ein Dutzend zusammengebundener Kerzen wurde angezündet.

Die rohen Menschen, die hier Henkersdienste versahen, näherten sich Paul mit den flammenden Lichtern.

»Ich will bekennen,« sagte Paul. »Mein Lohn sollte in dem baren Gelde bestehen, das sich in einer schwarzen Brieftasche befand, aber ich fand diese Brieftasche nicht.«

»Doch, doch! Du hast sie gefunden, besinne Dich! — Hurtig! Haltet doch die Kerzen etwas näher! Leuchtet dem Banditen unter die Arme, nur fünf Minuten! Dieses Kerzenlicht wird die Nacht seiner Unthat schon erhellen.«

»Ich bleibe bei meiner Aussage.«

»Und ich bei meinem Ausspruche.«

Die Folterknechte drangen auf Paul ein und brannten ihn tief in die Armgrube.

»Barmherzigkeit!« stöhnte Paul. »Ja, ich habe die schwarze Brieftasche gefunden, darin lagen —«

Paul konnte nicht sprechen vor Schmerz.

»Laßt dem Schurken Zeit, daß er sich erhole. Er darf ja seine Kräfte nicht sogleich einbüßen, er hat ja noch mehr auszustehen.«

»Ich will Alles sagen!« sagte Paul. »Ich habe in der schwarzen Brieftasche eine Brillantnadel und vierhundertvierzig Gulden gefunden. Das Geld nahm ich; die Brieftasche und die Nadel warf ich in demselben Augenblicke von mir, als ich bei der Sicherheitsbehörde vorgerufen wurde; dort hat man die Nadel und Brieftasche gefunden.«

»Was raubtest Du für Hirschmeyer?«

»Kein bares Geld!«

»Besinne Dich!«

»Kein bares Geld. Ich suchte darnach. Ich fand den Schlüssel zu Wagmann's Casse in seinen Kleidern, ich sperrte die Casse damit auf, ich fand sonst nichts als 40,000 fl.

in Wechseln, acceptirt von Hirschmeyer, diese nahm ich zu mir, weil ich hiezu den Auftrag erhielt; alles Andere, was noch in der Casse lag, ließ ich liegen.«

»Erinnere Dich, ob Du dies thatst?«

»Ich rede die Wahrheit, so gewiß mir — —«

»So gewiß Dir der Teufel helfen soll! — Die Daumschrauben!« befahl jetzt Wagmann. »Quetscht ihm die Finger zu Brei zusammen,« tobte Wagmann, »die verruchten Finger, welche das Mordinstrument gegen meinen Bruder faßten. Geduld! Schurke, Du sollst gleich anders sprechen!«

Paul betrachtete die entsetzliche Nagelpresse und stieß sie von sich.

»Ich will angeben, was ich fand,« sagte er; »2000 fl. fand ich.«

»Wo kamen diese hin?«

»Ich mußte sie meinem Weibe geben.«

»Die Daumschrauben!« herrschte Wagmann seinen Knechten zu. »Legt seine Finger hinein und schraubt zu! Schraubt die Maschine, bis die Daumen so dünn wie ein Kartenblatt werden.«

Paul sprang auf und flüchtete sich.

Die Knechte packten ihn und warfen ihn nieder.

Paul raffte sich auf und schleuderte die Knechte in wilder Verzweiflung von sich; hierauf wagte er einen kühnen, behenden Sprung durch ein Fenster; er schug zwei Doppelscheiben durch und verschwand aus dem Zimmer wie ein Blitz.

Siebentes Capitel.

Eine unterirdische Stimme.

Wagmann, seine Freunde und Diener stürzten sogleich über die Treppe, in den Hof, in den Garten des Hauses, sie besetzten alle Ausgänge, sie ließen einen ungeheueren Hund von der Kette, sie machten förmlich Jagd auf den entsprungenen Verbrecher.

Es war keine Spur von ihm aufzufinden.

»Er ist wieder in das Haus nach Margarethen zurückgekehrt, rafft dort sein Blutgeld zusammen,« sagte Wagmann, »und flüchtet dann über die Grenze; wir wollen in sein Haus; wir müssen ihn wieder finden und wenn er sich bis in den Mittelpunkt der Erde vergraben hätte.«

Es wurde ein Fiaker herbeigeschafft, Wagmann und seine beiden »Folterknechte« setzten sich zu ihm und wie der Wind sauste der Wagen nach Margarethen.

Es war ein Uhr, als die Verfolger anlangten.

Anfänglich lavirten sie vorsichtig.

Es war Alles stille und öde.

Nun versuchte Wagmann mit einem Schlüssel, dessen er sich schon einmal, um in dies Haus zu kommen, bedient hatte, das Schloß des Hauses aufzusperren.

Der Schlüssel versagte den Dienst.

»Dieses Schloß ist nicht mehr das frühere!« äußerte sich Wagmann. — »Das Haus ist nicht hoch! Wir wollen

das Dach erklettern und durch ein Bodenfenster in das Haus gelangen.«

»Das ist lebensgefährlich!« warf einer der Begleiter Wagmann's ein. »Der Schurke lauert wahrscheinlich auf seine Verfolger und streckt jeden nieder, der ihm zu nahe kommt.«

»So will ich allein den Unhold aufsuchen,« entgegnete Wagmann. »Ich bin hinlänglich mit Waffen versehen, um mit dem Mörder anzubinden!«

»Aber warum wollen Sie durchaus nicht die Gerichte zu Hilfe nehmen?«

»Weil ich es mir, meinen Verwandten und der Braut meines seligen Bruders gelobt, ohne gerichtliche Hilfe den Uebelthäter aufzugreifen, die Blutschuld zu rächen, und ist dies geschehen, den Mörder dem Hochgerichte zu überliefern.«

»Was Sie vorhaben, kann Ihnen eine schwere Verantwortung zuziehen und auch uns eine arge Strafe bereiten.«

»Ich werde mich der schweren Verantwortung mit Vergnügen unterziehen, und was Euch betrifft, werde ich Euch vertreten und für das, was Ihr als Strafe erleiden solltet, mit vielem Gelde entschädigen. Wollt Ihr aber durchaus nicht in dieses Haus dringen, bleibt zurück, ich allein will vollführen was ich mir vorgenommen.«

Er kletterte rasch an einem eisernen Gitter empor, schwang sich auf das Dach, stieg in ein Bodenfenster und verschwand.

»Bei meiner Seele! Er ist schon oben,« rief der erste der beiden Begleiter Wagmann's.

»Allein können wir ihn nicht lassen! Sammt seinen

Waffen könnte er überwältigt werden. Dann sähe es aus, als wenn wir feige gewesen wären! Vorwärts!«

Beide folgten Wagmann auf demselben Wege.

Der Eine nannte Wagmann's Namen.

Es erfolgte keine Antwort.

»Der ist vielleicht schon in eine Oeffnung des Bodens gestürzt und hat sich todt gefallen,« sagte der Andere.

»Die verfluchte Finsterniß!« erwiederte der Erste. »Man kann keinen Schritt vorwärts thun, ohne sich anzustoßen.«

»Wenn ich nur die Bodenthüre fände; ich tappe herum und entdecke keinen Ausgang.«

»Da, durch diese Lücke blitzt mir ein Licht entgegen.«

»Eine Gestalt schreitet durch den Hof.«

»Wir wollen von oben herab ein wenig Lärm erheben, damit die Räuber, welche hier hausen, den Muth verlieren, unsern braven Herrn anzutasten!«

»Holla ho!« schrien Beide.

»Holla ho! Ihr Spitzbuben rührt Euch nicht, oder wir stecken das Haus in Brand und begraben Euch unter seinen Ruinen.«

»Seid Ihr da?« rief der Mann mit der Laterne im Hofe. »Täuscht Euch doch nicht! Ich bin es, Wagmann bin ich, den Ihr hier seht. — Das Nest ist leer! Alles offen! Alles ausgeflogen! — Zum Glück fand ich Feuerzeug und eine Laterne. — Es war ein Glück, daß ich Bescheid hier weiß und schon seit Langem das Terrain recognosciren ließ. Wartet! Ich komme zu Euch und hole Euch herunter, dann wollen wir zusammen jeden Winkel durchsuchen. Macht keinen Schritt ohne Licht, Ihr könntet Hals und Beine brechen!«

Wagmann erschien hierauf bald mit der Laterne.

Er gebot seinen Begleitern sich fest an ihn zu schließen. Hierauf führte er sie vorsichtig in eine Vorhalle, von da in die Stube, die offen stand, und von da in eine zweite und dritte.

Nirgend war ein lebendiges Wesen zu sehen.

»Das schreckliche Weib des Mörders hat sich vor der Polizei geflüchtet!« sagte Wagmann, »und der Mörder selbst ist wohl so schlau gewesen, nicht hierher zu kommen. Er weiß recht gut, daß er hier nicht sicher ist. Jetzt, Freunde, wollen wir noch einige Kerzen anzünden und in den Keller steigen; hat sich dort Niemand verborgen, so ist hier nichts mehr zu thun.«

Sie zündeten einige Kerzen, die sie in einem Kasten fanden, an und wollten ihre Wanderung beginnen.

Plötzlich blieb einer der Begleiter Wagmann's stehen.

»Nur einen Augenblick!« sprach er.

»Was gibt es?« fragte Wagmann.

»Wir wollen hier ganz ruhig bleiben,« sagte der Mann, der soeben gesprochen hatte. »Es war mir, als ob ich Jemand seufzen gehört hätte!«

»Seufzen? Warum nicht gar!« entgegnete Wagmann. »In diesem Hause könnte man wohl fluchen hören, aber nicht seufzen.«

Es entstand eine Pause.

»Bei meiner Seele!« sagte derselbe Mann wieder. »Es seufzt hier Jemand.«

»Ich höre nichts!«

»Ich auch nicht!«

»Ich höre es aber,« fuhr der Mann fort; »nur weiß

ich nicht, kommt dieser Ton von oben, von unten oder aus der Wand her.«

»Du hast feine Ohren!« lachte der Zweite der beiden Männer. »Ich glaube, Kerl, Dich packt Gespensterfurcht, und Du möchtest mich gerne bestimmen, daß ich ein Hasenfuß würde wie Du!«

»Jetzt mußt Du es auch hören!« versetzte der Erste der beiden Männer. »Jetzt höre ich nicht mehr seufzen, sondern stöhnen.«

»Beim Himmel! Jetzt höre ich es auch,« rief Wagmann.

»Es kommt von unten herauf!«

»Jetzt gilt es!«

»Nur vorsichtig!« bat Wagmann, legte den Finger auf den Mund und horchte.

»Ist hier ein Keller?« fragte einer der Männer.

»Stille, um Gotteswillen stille!« befahl Wagmann. »Da ist ein Bubenstück geschehen.«

»Oder man will eines vollbringen und uns verlocken!«

»Mein Gott! mein Gott, wer rettet mich?« hörte man jetzt ganz deutlich sprechen.

»Wer da?« rief Wagmann.

»Um des Himmels Erbarmen! öffnet mein Grab oder ich ersticke.«

»Klopfe oder gib ein anderes Zeichen, wo Du Dich befindest! — Es klingt ja im ganzen Zimmer so hohl wie in einer Gruft.«

Man hörte an der Stelle, an welcher die drei Personen standen, ein leises Klopfen.

»Zum Teufel! Unter dieser Diele?« rief Wagmann. »Diese Diele habe ich ja gestern schon einmal erbrochen und

wichtige Papiere darin gefunden! Und nun steckt ein Mensch hier? Unmöglich!«

»Walter, geh in die Küche und suche ein Beil oder etwas Aehnliches.«

Walter, so hieß der erste der beiden Männer, nahm ein Licht und ging in die Küche.

»Herr,« sprach der zweite Mann, der Berner hieß, Wagmann an, »geben Sie mir eine Ihrer Pistolen, ich wittere eine Hinterlist.«

»Von der Person, die hier wie in einem Grabe eingepfercht ist?«

»Man kann nicht wissen!«

Während dieses Gesprächs kam Walter aus der Küche mit einer großen Holzhaue.

»Hoho!« erinnerte Wagmann, »das ist ja ein Instrument, welches, wenn es unglücklich geführt wird, dem da unten den Kopf spalten kann. Sucht doch eine kleinere Hacke, ein Beil — ich fand, als ich das erste Mal hier war, ein Beil unter dem Herde. — Gebt das Licht her, ich weiß noch gut wo ich es hingeworfen, als ich es gebraucht hatte.«

»Es stirbt der Kerl da unten!« sagte Berner, »ehe wir ihn ausgraben.«

»Ei, das ist ja kein Mann,« meinte Walter; »das ist ein Weib.«

»Ein Mann ist es!«

»Heda! Rührt Euch doch wieder! Lebt Ihr noch? Seid ihr ein Mann oder ein Weib?«

Es erfolgte keine Antwort.

»Der oder Die ist schon todt!« sagte Walter. »Das ist nun eine hübsche Bescherung! Während wir zur Ret-

tung alle Anstalt machen, verendet der, welcher gerettet werden soll.«

»He holla!« rief Wagmann. »Kommt heraus in die Küche! Da seufzet auch Jemand und ruft »rettet mich!« und klopft und stöhnt.«

»Es spukt hier, oder man bereitet uns einen Abgrund,« sagte Berner.

»Geh Du hinaus in die Küche, und reiße Du mit dem Herrn das Steinpflaster auf!« versetzte Walter. »Ich haue indeß mit der großen Hacke diese Dielen entzwei, mir gleichgiltig, ob ich der Bestie da unten den Kopf spalte oder nicht!«

Berner ging in die Küche.

Walter führte einen Hieb; er klang dumpf, wie ein gewaltiger Schlag auf eine leere Kiste.

Die in der Küche rissen das Steinpflaster auf.

Sie fanden nichts.

Walter zerschmetterte den Fußboden; er fand eine Vertiefung, aber kein Mensch verbarg sich darin.

»Sind wir geäfft oder nicht?« fragte Berner. »Pistolen her! Wir wollen auf unserer Hut seyn!«

Wagmann reichte Berner eine Pistole und Waltern ebenfalls eine.

»Ich schieße jetzt in dieses Loch!« rief Walter. »Wenigstens soll das spukende Volk hier im Hause sehen, daß wir mit uns nicht spielen lassen!«

Er drückte die Pistole in die Vertiefung los.

»Jesus, Maria und Joseph!« rief die Stimme.

»Aha! Gespenst von Fleisch und Bein,« tobte Walter, »hab' ich Dich festgebannt?

»Heraus mit Dir! Und steckt ein Dutzend Spukgeister

da d'rin, heraus mit euch allen! Gebt auch die zweite Pistole her! Ich verdopple die Portion. Auf diese Art kommt Ihr da unten bei mir nicht durch!«

»Nicht voreilig!« versetzte Wagmann. »Wir wollen erst sehen, wen die erste Kugel traf, bis die zweite versendet wird.«

Er stieg in die Versenkung.

Er leuchtete beherzt hinein.

»Ein Weib liegt da d'rin!« sprach er. »Es regt sich nicht! Wir müssen die übrigen Dielen ebenfalls aufreißen, sonst bringen wir das Weib nicht heraus! Greift an!«

»Der ganze Fußboden bis hinaus in die Küche ist unterminirt!«

Sie rissen alle Dielen auf.

Endlich hoben sie ein Weib heraus.

Ein Bild des Entsetzens.

Bleich war das Weib, seine Züge erschienen, wie wenn man die Aermste lebendig begraben hätte.

Ihre Augen waren gebrochen, wild hingen ihr die Haare ins Antlitz.

Die Kugel hatte sie an dem rechten Arme gestreift; sie blutete heftig.

»Wasser! Wasser!« schrie Wagmann. »Wasser! um sie zu laben und das Blut abzuwaschen.«

Berner holte Wasser aus der Küche.

»Feuer!« schrie Walter und drückte die zweite Pistole in der Höhlung ab.

»Was thut Ihr?«

»Falls noch eine solche Hexe da d'rin wäre, so will ich ihr auch einen Vorgeschmack geben.«

Das Weib schlug die Augen auf.

Das Wasser, welches ihr Berner reichte, erquickte die Unglückliche.

Wer war sie?

Der Leser kennt sie; der Leser denkt aber vielleicht nicht mehr an sie.

Das arme Weib, welches in einem ganz bewußtlosen Zustande aus dem unterirdischen Behältniß herausgeschafft wurde, war niemand Anderer, als die alte Kartenlegerin, welche dem Leser aus unseren Mittheilungen bereits bekannt ist.

Wie kam die Aermste in dieses Grab? Denn ein Grab war doch das Behältniß, in welches sie gesteckt wurde.

Sie vermochte lange nicht zu sprechen.

Ihre Erschöpfung war so groß, daß sie einer schweren Ohnmacht glich.

Wagmann rieb ihr die Schläfe, bespritzte sie unaufhörlich mit Wasser.

Walter fand in der Küche etwas Essig. Man träufelte diesen auf ein Tuch und ließ sie den Geruch einsaugen.

Endlich kam sie zu sich.

Wagmann wollte sie durch vieles Reden nicht anstrengen. Er that nur gleichgiltige Fragen an sie; endlich erholte sie sich.

Als sie sich vollkommen erstarkt fühlte, worüber wohl anderthalb Stunden dahinflossen, begann sie, zwar noch immer mit matter Stimme, doch zusammenhängend und verständlich, ihre Leidensgeschichte zu erzählen.

»Gott hat mich verlassen!« sagte sie, »als ich gestern dieses Haus betrat. — Ich ging hier vorüber und mir war, als hätte ich um Hilfe rufen gehört.

»Längst schon hätte ich gerne dieses geheimnißvolle Haus betreten. Ich versuchte das Thor zu öffnen und es ging auf.

»Ich trat in den Hof.

»Alles war stille; die Stimme, welche um Hilfe rief, war verstummt. Ich sah ringsumher. Ich wollte schon wieder aus dem Hause eilen, weil ich, ich verhehle es nicht, die Eigenthümerin desselben fürchtete. Ich that einen scheuen Blick nach der Wohnung des bösen Weibes und entfernte mich dann nicht ohne Angst.

»Plötzlich hörte ich ein furchtbares Klopfen und Rütteln an einer Thüre und wieder einen Hilferuf.

»Ich horchte.

»Neuer Tumult.

»Ich hörte die Worte: Wer mich aus meinem Kerker befreit, dem schenke ich eine große Summe. Frau, Frau! setzte die Person, welche so gesprochen hatte, hinzu, ich sehe Sie; bleiben Sie doch! Entfernen Sie sich nicht. — Ich bin im Kellergewölbe eingesperrt, kommen Sie doch hieher. Hier bin ich! Schieben Sie den Riegel von der Eisenthüre zurück und ich bin frei.

»Ich eilte dies zu thun.

»Die Frau von diesem Hause, die ich gut kannte, stieg aus ihrem Grabe.

»Sie erblickte mich.

»Statt mir für ihre Rettung zu danken, fiel sie mich an.

»Verfluchte Wahrsagerin!« schrie sie, »habe ich Dich einmal in meiner Gewalt!«

»Sie eilte auf ihr Hausthor zu, schloß es und steckte den Schlüssel zu sich.

»Du sollst mir nicht mehr entkommen!« hierauf packte

sie mich mit ihren riesigen Armen, zerrte mich in ihre Wohnung und ehe ich es noch versah, warf sie mich nieder.

»An allem dem Unglücke, das ich durch Hirschmeyer erlebt, bist Du Schuld. Du hast ihm so lange Entsetzliches und Gräßliches prophezeit, bis er alle Besonnenheit verlor. Glaubst Du, daß er mir nicht gesagt, welches Schauderhafte Du ihm aus deinen verfluchten Karten herausgelesen? — Nun warte, Dir soll das Wahrsagen vertrieben werden.«

»Ich wollte mich losringen, ich vermochte es nicht; ich wollte um Hilfe rufen, sie drückte mir die Kehle zu.

»In dem entsetzlichen Zimmer, in welches sie mich geschleppt, war eine lange Diele aufgerissen. Darunter die Grube, aus der Sie mich befreit. Sie stieß mich da hinein. Durch die schweren Verletzungen, die sie mir am Halse beigebracht, verlor ich mein Bewußtsein. — Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich in einer hohlen Gruft. — Ich fühlte wohl, daß das unterirdische Gemach, was die Länge betraf, über sechs Klafter besitzen müsse, ich konnte aufwärts und abwärts kriechen, aber ich fand keinen Punkt, an welchem es möglich gewesen wäre, mit aller Anstrengung meine Freiheit zu gewinnen. So lag ich wie eine Eingemauerte. Das entsetzliche Weib hörte ich fort und fort geschäftig hin- und hereilen. Ich bemerkte, daß sie bemüht war, ihre Habseligkeiten fortzuschaffen und ihr Haus zu verlassen.

»Ich hörte schwere Männertritte über mein Grab schreiten.

»Sie wußten, daß ich da unten lag, denn sie rissen die unverschämtesten Witze.

»Ich hörte auch einige Male einen Ort nennen, wohin die Flucht ging, wohin die Helfershelfer dieses Räu-

bernestes die Sachen, welche fortgeschleppt wurden, zu bringen hätten.

»Wie heißt dieser Ort?« fragte Wagmann.

»Ach, mein Gott, den Namen, der nie in mein Ohr drang, hab ich rein vergessen.«

»Ich will Ihnen mehre Orte nennen, an welchen diese Gaunerbande sich zu versammeln pflegte. Hörten Sie den Ort P r e ß b a u m aussprechen?«

»Diesen Ort kenne ich; ich hätte ihn nicht vergessen.«

»Vielleicht ein Ort an der österreichischen Grenze, ein Ort in Oberösterreich? in Mähren, in Ungarn.«

»Es ist ein Ort mit einem deutschen Namen, an welchem Orte in einiger Entfernung sich ein einzeln stehendes Haus, ein Pachthof, eine Mühle oder ein Jägerhaus befindet, denn ich hörte deutlich sprechen: durch das Dorf selbst dürfe der Wagen mit den Habseligkeiten nicht fahren, sondern außen herum, und es müsse die Fahrt so eingeleitet werden, daß bis zum Eintreffen in dem bezeichneten Hause die Nacht hereingebrochen — Wal—, Wel—, ach, mein Gott, mit W fängt das Wort an—

»Wolfsau —«

»Wal—«

»Walberg! Walberg wird es seyn.«

»Walberg — es wäre möglich! Ist dort ein Wald und ein Fluß, oder ein See . . .«

»Ein See ist dort. Drüben in Baiern liegt dieser Ort . . .«

»Ja, ja, drüben in Baiern! Ich besinne mich nun. Der Ort heißt Walberg, Walberg in Baiern.«

»Dieses Walberg sollen sie nicht erreichen!« rief Wag-

mann, »ich will schnell Postpferde bestellen und den Schurken den Weg abschneiden.«

»Aber wir haben ja den Mann nöthiger als das Weib!« versetzte Walter.

»Der Elende hat sich ebenfalls dahin geflüchtet!« entgegnete Wagmann.

»Wenn sich aber die Frau Wahrsagerin irrt,« meinte Berner.

»Sie irrt sich nicht! Wir brechen dahin auf.«

»Nehmen Sie doch wenigstens zu dieser Expedition gerichtliche Assistenz mit!« erinnerte Berner. »Wir stoßen vielleicht mit einem ganzen Räubernest zusammen!«

»Und wenn ein ganzes Piquet Spitzbuben uns entgegentritt, so fürchte ich sie nicht. Ich nehme nur einen Mann noch mit, denselben, der Jahre lang mit diesem Gesindel in Gemeinschaft lebte, den ich für mich gewonnen, an dessen Verrath sie nicht denken, dessen Bekanntschaft mit mir sie nicht ahnen, und von welchem ich alle die Nachweisungen habe, die mir so gute Dienste thun.«

»Habt Ihr aber nicht Muth oder nicht Lust, mit mir zu gehen,« fuhr Wagmann fort, »so scheut Euch nicht, mir dies zu sagen. Ich finde für mein Geld Leute genug, die mit dem Teufel selbst anbinden, wenn es Noth thut. Sprecht nur ein Wort, ich bezahle eure bisherigen Dienste sogleich und bezahle mehr, als Ihr erwartet, und scheide dann von Euch ohne Groll.«

»Herr, was Einer in der Welt zu leisten vermag, leiste ich auch,« sagte Walter.

»Und stößt noch ein Vierter zu uns, etwa der wüste Kerl mit dem schwarzen Barte und der Binde um das linke Auge, den ich oft bei Ihnen gesehen.—«

»Derselbe.«

»So haben wir ein Dutzend Spitzbuben nicht zu fürchten. Das Gesindel ist ja nicht auf unsern Ueberfall gefaßt; wir nehmen es auf mit einer ganzen Rotte, nur muß Jeder ein Paar Doppelpistolen erhalten und . . .«

»Eine ganze Waffenkammer steht Euch zu Gebote. Wir müssen nur in meine Wohnung zurück, mein Wagen muß gepackt werden und Postpferde müssen wir haben. Vorerst will ich auch nachsehen, ob von Theresen kein Schreiben an mich eingelangt.«

»Und jetzt, Herr,« fragte Walter, »was geschieht jetzt? Nehmen wir denselben Weg wieder über das Dach zurück, den wir eingeschlagen, als wir hieher kamen? . . . Oder sprengen wir das Hausthor auf? Und was geschieht mit dieser Frau, wenn wir das Thor nicht öffnen, soll diese auch durch das Bodenfenster kriechen?«

»Ich hebe die Thorstangen aus,« erwiederte Wagmann, »öffne das Thor von innen und Ihr geht durch dasselbe fort. Dann senke ich die Thorstangen wieder ein, das Thor ist wieder verschlossen und ich bin in fünf Minuten bei Euch; ich mache den Weg über das Dach.«

»So wollen wir denn ans Werk!« versetzte Berner.

»Nur einen Augenblick! Dieser armen, lebendig Begrabenen will ich vorher ein Geschenk geben.«

»Herr, Sie haben mir das Leben gerettet,« entgegnete das Weib, »ich kann von Ihnen nichts nehmen.«

»Dafür danken Sie dem Allmächtigen, der mich hieher gesendet, mir aber nicht . . . Da, gute Frau, nehmen Sie diese Banknote, es ist eine Banknote von hundert Gulden, mehr soll nachkommen! . . . Hier meine Adresse, suchen Sie mich auf, in acht Tagen längstens bin ich wie-

der in Wien und meine Sendung ist vollbracht. Komme ich aber nicht in acht Tagen zurück, dann bin ich, wie mein Bruder, den Mördern zum Opfer gefallen, dann . . . dann . . . beten Sie für mich!«

»Was uns bevorsteht, kann ja die Frau sogleich wissen,« meinte Berner, »das ist ja eine Wahrsagerin.«

»Ist dies wieder Wasser für deine Mühle,« fiel ihm Walter ins Wort, »Du abergläubische Seele! . . . Möchtest Du Dir nicht etwa Karten aufschlagen lassen, jetzt, wo wir schon über alle Berge sein sollten?«

Wagmann war indeß hinausgegangen, um das Thor zu öffnen.

»Löscht die Lichter behutsam aus, damit wir nicht eine Feuersbrunst veranlassen,« sagte er.

Berner führte die Wahrsagerin hinaus.

Walter löschte die Lichter behutsam aus und folgte.

Das Thor war bereits offen.

Walter und Berner führten das Weib auf die Straße.

Die Arme war noch immer sehr erschöpft und wankte mehr als sie ging.

In einem Nu schloß Wagmann das Thor wieder. In wenigen Minuten war er auf dem Boden des Hauses und durch das Dachfenster auf der Straße.

Man bestieg den Fiaker.

Die Frau wurde bis zu ihrem Hause gefahren, das sie dem Fiaker angab.

Sie stieg aus.

Der Fiaker jagte mit Wagmann, Walter und Berner nach der Stadt.

Achtes Capitel.

Christophs Rettung.

Im dritten Capitel des dritten Theils unseres Romans erzählten wir den Lesern, daß ein Mensch in der Gegend des Preßbaumes in einen Abgrund gestürzt wurde.

»Das ist Christoph, der im Abgrunde liegt!« rief Therese aus. Ihre Ahnung hatte sie nicht betrogen.

Wirklich war es Christoph.

Die Unmenschen, unter welchen Kalter der Unbarmherzigste war, langten kaum am »Harzgraben« an, so überfielen sie den arglosen Christoph, befreiten Hirschmeyer von seinen Banden, würgten Christoph, daß er das Bewußtsein verlor, und stürzten ihn dann in eine Schlucht, von deren Tiefe sie hoffen konnten, daß sie dem Unglücklichen zum Grabe dienen werde.

Allein der Himmel hatte es anders beschlossen. Es wucherten in dem Abgrunde so viele Wurzeln von den umherstehenden Bäumen, es wuchs an den Wänden der Grube eine solche Masse von Gesträuchen, und unten war der Boden von dem heftigen Regen so weich und zu einem kleinen See geworden, daß Christophs Fall sehr gemäßigt wurde, da er mehr kollerte als stürzte.

Die Leute, welche vom »Preßbaum« her zu Hilfe kamen und Leitern, Seile und eine förmliche Winde, den Unglücklichen heraufzuziehen, mitbrachten, waren ungemein thätig.

Der Wirth, der mit der Leiter zuerst in die Grube stieg, rief, als er bei dem Aermsten ankam:

»Er lebt, er lebt, schafft Wasser und Essig herbei; damit ich seine Wunden waschen und ihn verbinden kann, dann laßt an der Winde das Querholz herunter, damit ich ihn aus dem Sumpfe bringen und der modrigen ungesunden Luft, die hier herrscht, entziehen kann!«

Es stieg auch der Waldbereiter in die Schlucht. Dieser und der Wirth zogen den Unglücklichen aus dem Moraste, befestigten ihn an das Querholz der Winde, gaben nach oben ein Zeichen und Christoph wurde emporgezogen.

Sein Anblick war gräßlich.

Er hatte sich zwar nicht lebensgefährlich verletzt; er hatte auch nicht Arme noch Beine gebrochen, aber das Gesicht und die Hände waren jämmerlich zerkratzt und der Morast der Pfütze bedeckte seine Haare, seine Kleider, sein Gesicht so abscheulich, daß er fast nicht zu erkennen war.

Als Christoph gerettet war, vereinigten sich alle Anwesenden schnelle Hilfe zu leisten.

Einige Bauern machten aus den vom Sturme abgerissenen Aesten eine Tragbahre; Christoph, dem man eiligst das Gesicht gereinigt und ihn vom Blut und Schlamme befreit hatte, wurde auf die Bahre gelegt und in das Wirthshaus geschafft.

Noch vermochte Christoph nicht zu sprechen; aber er fing an leichter zu athmen, und als man ihm etwas Suppe und Wein eingeflößt hatte, begann er sich allmälig zu erholen.

Therese und Hanni waren bereits im Wirthshause angekommen.

Therese eilte auf Christoph zu und fragte mit zärtlicher Theilnahme, ob er bedeutenden Schaden genommen. Sie legte ihre Hand auf sein Haupt, das noch immer blutete, breitete in Wasser getauchte Leinwandlappen auf seine Wunden, neigte sich zu ihm und sprach theilnehmend und liebreich:

»Armer Christoph! Welch ein Tod war Ihnen bestimmt! — Ach, äusern Sie sich doch, wenn Sie es vermögen, damit ich vernehme, daß Sie nicht lebensgefährlich verletzt wurden.

Christoph öffnete die Lippen.

»Ich kann nicht angeben,« sagte er, »ob ich nicht im Innern verletzt bin, denn ich fühle die heftigsten Schmerzen am ganzen Körper, dabei verzehrt mich ein brennender Durst. Ich bitte um Wasser, um mich zu erquicken.

»Ist kein Arzt in der Nähe?« fragte Therese besorgt. »Ein Arzt! ein Arzt muß geschafft werden.

Augenblicklich entsendete der Wirth seinen Knecht mit einem Wagen nach dem Bezirksarzte in Purkersdorf.

»Die entsetzlichen Menschen!« fuhr Christoph fort, »haben mich so recht banditenmäßig gepackt, und ehe ich mich noch zur Wehre setzen konnte, gewürgt; der Schlosser und Kalter preßten mir die Kehle zu.«

Nach einer Pause fuhr Christoph fort:

»Ich bin gewiß nicht schwach an Kräften. Als ein gelernter Fleischer habe ich Vortheile mir eigen gemacht, mittels welchen ich es wohl mit den beiden Mördern hätte aufnehmen können, aber die Schändlichen schnürten mir die Halsbinde mit einem Stück Holz zusammen; der Schlosser hieb dabei mit seinen Eisenfäusten auf meinen Kopf ein; ich ward in wenig Augenblicken betäubt. Nun ward die

Binde wieder gelüftet, ich ward vom Wagen gehoben und in die Schlucht geschleudert, so vermuthe ich es wenigstens, denn mein Bewußtsein kehrte erst in der Wasserpfütze zurück, in der ich lag.

»Ich suchte mich emporzuringen. Ich war zu ermattet, es gelang mir nicht. Ich wollte um Hilfe rufen, ich vermochte keinen Ton aus der Kehle zu bringen. Erst nach einer Viertelstunde gelang es mir durch meine Klagetöne und mein Angstgestöhne gehört zu werden. Dies vermuthe ich nemlich, da mir Hilfe ward.«

Therese bat Christoph, sich durch sein Sprechen nicht zu sehr anzustrengen. Neuerdings wusch sie ihm mit Essig und Wasser die Schläfe und die Stirne und suchte das Blut an seinen zerschundenen Händen zu stillen.

Christoph wollte fortwährend sprechen, aber Therese duldete es nicht.

»Bis der Arzt gesehen und sich geäußert hat, was mit Ihnen geschehen soll, lasse ich Sie nicht sprechen,« sagte sie.

»Ich dächte,« versetzte der Waldbereiter, »wir brächten den Patienten in ein gutes Bett, trachteten ihm Ruhe zu verschaffen, vielleicht erquickt ihn ein Schlaf, indeß kommt auch der Doctor und unterweist uns, was noch zu geschehen hat.«

»Aber allein können wir ihn doch nicht lassen!« rief Therese ängstlich aus.

»Ich bleibe bei ihm,« erwiederte der Wirth, »und stößt ihm etwas zu, so habe ich ja eine kleine Hausapotheke bei der Hand! Ich verspreche, daß ich kein Auge von ihm wenden will.«

Christoph winkte mit der Hand, daß er damit einver=

standen sei. Er warf noch Theresen einen dankbaren Blick zu.

Therese nahm herzlich von Christoph Abschied.

Alle, bis auf den Wirth, gingen in ein Nebenzimmer.

* * *

»Ich wünschte wohl Aufschlüsse, was hier früher, als diese schändliche Handlung begangen wurde, vorgefallen,« sagte der Waldbereiter zu Hanni. »Gewiß hat der Vater auch bei dieser ruchlosen Geschichte seine Hand im Spiele. Sprich, unglückliches Kind, was ging hier vor? Du vermagst deinen Vater doch nicht vor dem Arme der erzürnten Gerechtigkeit zu schützen.«

Hanni weinte heftig.

»Ach, Herr Fersch,« schluchzte sie; »es bleibt doch immer mein Vater.«

»Ja, ja! dein Vater, dein Rabenvater,« erwiederte der Waldbereiter. »Weißt Du, daß ich nur so früh in dieses Revier kam, um die Jäger hier zu erwarten, die deinen Vater festnehmen sollten? Wo ist er hin? Wo kann er hingeeilt sein mit seinen Spießgesellen, denn daß er wieder mit Wildschützen und Dieben, Räubern und Mordbrennern im Bunde war, ist mir zu sehr klar geworden! Und wer ist der junge Mann, den Kalter und seine Genossen in die Schlucht am Harzgraben stießen?«

»Ein Fleischerssohn, den ich kenne,« antwortete Therese, »der wohl leichtsinnig und arbeitsscheu, aber keineswegs so schlecht ist, um einem so schrecklichen Bunde, wie

ein gewisser Hirschmeyer aus Wien, ein Schwärzer, Räuber und Todtschläger, organisirte, bleibend anzugehören.«

»Herr Waldbereiter,« fuhr Therese fort, »ich will Ihnen hierüber die genauesten Aufschlüsse geben. Helfen Sie nur auch, den Hauptverbrecher Hirschmeyer aufzufinden. Sie erwarten Jäger? Sind dies Militärjäger oder Jäger aus dem Forste?«

»Militärjäger sind hierher beordert.«

»O, dann veranlassen Sie doch, daß diese aufbrechen und die Wildschützen, Schwärzer und Mörder einholen. Hanni hat mir den Ort entdeckt, an welchen sie fliehen. Sie verabredeten ihr Asyl schon längst. Es ist über der bairischen Grenze, Walberg ist's genannt.«

»Mein Gott!« klagte Hanni. »Was ich Ihnen unter vier Augen mittheilte, verrathen Sie nun, Sie opfern dadurch meinen Vater! Ist das mein Dank, daß ich Ihnen das Leben rettete?«

»Das Leben rettete!« fuhr der Waldbereiter auf. »Wie ist dies zu verstehen? Stand Ihr Leben auf dem Spiele? Wer hat es gefährden wollen? — Wer sind Sie? Wie kommen Sie hieher? Welch' eine Sendung konnten Sie in dieser Gesellschaft haben? Ich bitte Sie mir ungesäumt die Aufschlüsse zu geben, zu welchen Sie sich bereit erklärten.«

Es kam nun zu Erörterungen, die den Waldbereiter mit Schrecken und Staunen erfüllten; er sprang auf, fertigte augenblicklich einen Boten nach Purkersdorf ab und ließ die Vorgänge so dringend und gefahrdrohend melden, als sie sich gezeigt hatten.

Mittlerweile erschien der Arzt und wurde an das Lager des Kranken geführt.

Der Arzt fand die Verletzungen ungefährlich, aber ordnete die umsichtigste Pflege an, da inzwischen Christoph von einem heftigen Fieber heimgesucht worden war.

»Es wird bald vorübergehen,« sagte der Arzt zu Theresen.

»Der junge Mann ist stark,« fuhr der Arzt fort, »er erfreut sich einer guten Constitution und hat mehr einer Erkältung, die er in der Regennacht erlitten, dann dem ausgestandenen Schrecken, in der wilden Waldesschlucht verkümmern zu müssen, als seinen Wunden seine Erkrankung zuzuschreiben. — Die Quetschungen und Hautbeschädigungen werden bald geheilt sein. Im Innern hat er keine Leiden; er athmet leicht und Brust und Lunge sind frei. — Er muß acht Tage das Bett hüten, dann stehe ich dafür, daß er wieder so gesund wird, als er war.«

»*Acht Tage*?« fragte Therese ängstlich. »Das ist eine Ewigkeit! *Acht Tage* soll er hier bleiben und es sind keine *acht Stunden* zu versäumen. — Herr Doctor,« flehte ~~Marie~~, »lassen Sie den Patienten doch schnell sein Lager verlassen. Sie sagten ja selbst, der junge Mann ist stark, er erfreut sich einer guten Constitution! Sie setzten bei, seine Quetschungen und Hautverletzungen werden bald geheilt sein und im Innern habe er keine Leiden. Wenn es so ist, so könnte er ja sogleich wieder von hier fort. Ich an seiner Stelle würde mich nach solchen beruhigenden ärztlichen Aussprüchen um keinen Preis zurückhalten lassen.«

»Aber die *Folgen*,« erwiederte der Arzt. »Er hat ein Fieber, wissen Sie welche Gefahren ein Fieber mit sich führen kann? — Es kann augenblicklich umschlagen und ein *Nervenfieber* daraus werden.«

»O, Christoph hat Nerven wie von Eisen. Er hat keine solchen Folgen zu befürchten.«

»Wir wollen sehen,« versetzte der Doctor. »Morgen komme ich wieder. Indeß mache ich den Wirth verantwortlich, daß er mir den Kranken weder aus dem Bette noch aus dem Hause läßt.«

Plötzlich wurde es lebendig in der Gegend des Preßbaums.

Die Jäger kamen an.

Der Waldbereiter ging ihnen entgegen und sprach angelegentlich mit dem Oberjäger, der die Mannschaft commandirte

Therese eilte indeß zu Christoph und theilte ihm ihre Besorgnisse und ihr Gespräch mit dem Doctor mit; auch die Unterredung mit dem Waldbereiter erfuhr Christoph ausführlich.

»Wenn wir einen guten Wagen und ein Paar rüstige Pferde vom Wirth erhielten,« meinte Christoph, »so bin ich in einer Stunde nicht mehr hier.«

»Die Jäger, es sind acht Mann,« entgegnete Therese, »müssen ebenfalls zu Wagen transportirt werden und mit uns fort.«

»Victoria!« rief der Waldbereiter, der zu Christoph herantrat. »Meine Sorgen sind verschwunden; der Oberjäger, der mit seinen Leuten zur Verfolgung des Schwärzer- und Gaunergesindels commandirt wurde, hat die Ordre erhalten, seine Verfolgungen nicht eher einzustellen, bis er die Pascher aufgebracht, und wenn darüber acht Tage vergehen sollten. Ich habe Wagen für die Mannschaft requiriren lassen. Ich selbst ziehe mit. — Wie steht es, Patient, können Sie die Fahrt mitmachen?«

»Das versteht sich,« antwortete Christoph. »He da! Herr Wirth!« rief er. »Sie haben mir andere Kleider versprochen. Hier ist Geld! Ich bezahle sie wie neue.«

»Ich stehe zu Diensten,« versetzte der Wirth. »Meine Sonntagskleider sind bereit! Aber der Doctor hat mir aufgetragen, Sie weder aus dem Bette noch aus dem Hause zu lassen!«

»Hier ist noch mehr Geld! Kann ich jetzt fort?«

»O, von mir aus steht Ihnen nun kein Hinderniß mehr im Wege!«

Nach einer halben Stunde war Alles reisefertig.

Hanni weinte wieder. »Mein armer Vater!« rief sie.

»Geh mit,« sagte Therese. »Vielleicht kannst Du etwas für deinen Vater thun.«

Hanni schloß sich der Expedition an.

* * *

Der Leser wird nun den Ausgang dieser Expedition zu errathen glauben. Er wird nicht mit Unrecht schließen, daß in Walberg alle die hübschen Leute zusammenkommen, welche an Wagmann's Mord sich betheiligten: Hirschmeyer, der Mann aus Margarethen und sein entsetzliches Weib, dann Kalter und der Schlosser; Walter, Berner, endlich die Verfolger der drei Ersteren: Wagmann's Bruder, Therese, Christoph, der Waldbereiter, die Jäger und so weiter. Aber was in Walberg geschah, daran denkt der gütige Leser gewiß nicht. Wenn er wähnt, die Mörder würden an der baierischen Grenze ergriffen, so irrt der gütige Leser. In Walberg hat sich etwas ganz Anderes, etwas Unerwartetes zugetragen.

Neuntes Capitel.

Wieder etwas von der Tischlerstochter.

Georg arbeitete fleißig an seiner Mosaik für den Baron Rothschild.

Wie einem geschickten Gärtner die Blumen gleichsam unter den Händen wachsen, so entkeimten dem kunstfertigen Tischler die schönsten Bouquets aus dem Holzboden.

Meister Schindler war selbst darüber erstaunt, lobte aber den wackern Gesellen nicht allzusehr, hatte er doch immer noch Groll gegen ihn im Herzen, da er Marien nicht entsagte, und was den Vater noch mehr erzürnte, da Marie nicht von Georg ließ.

Eines Tages kam Baron Rothschild wieder in die Werkstatt, um nachzusehen.

Der Baron war entzückt über die Meisterarbeit und hatte sich vorgenommen, noch einen Sturm auf das Vaterherz des alten Schindler zu machen; Schindler war aber nicht zu Hause.

Der Baron wollte sich wieder entfernen, da fiel ihm ein, daß er Marie trösten müsse, und er ging zu ihr.

Ach, mit welchen Gefühlen ging ihm Marie entgegen!

Kleinlaut, ja man kann sagen schwermüthig empfing sie den Baron.

»Sie sehen aus, als wenn Sie geweint hätten!« redete sie Rothschild an.

»Guter Herr Baron, ich weine immer! — Mein froher Sinn ist dahin; ich weiß schon lange nicht mehr was ein erquickender Schlaf ist; ich esse nichts; es erfreut mich nichts; ach, Herr Baron, meinem ärgsten Feinde möchte ich kein solches Leben wünschen.«

»Man sieht es Ihnen an,« versetzte der Baron, »daß Sie sich abhärmen; Sie sehen blaß aus und Ihr Auge ist ermattet. — So weit soll es nicht kommen! Ich gebe Ihnen mein Wort, der Vater wird nachgeben, muß nachgeben; ich ruhe nicht, und werde gewiß noch einen Coup gegen den eigensinnigen Alten ausführen, der ihn auf andere Gedanken bringen soll. Sie müssen mir vertrauen und müssen Ihrem Kummer nicht unterliegen, sonst machen Sie mir den gröbsten Strich durch die Rechnung.«

»Ich soll meinem Kummer nicht unterliegen! So kann nur Baron Rothschild sprechen, der nie einen Kummer gehabt hat, auch keinen Liebeskummer, denn wie Sie in Ihrer Jugend heiraten wollten, da machten alle Väter die Thüren weit auf; da gab es keinen Meister Schindler, der Ihnen feindlich entgegentrat wie meinem armen Georg. — War es nicht so? Geben Sie mir eine aufrichtige Antwort, Herr Baron.«

»Es war auch in meiner Jugend nicht Alles so rosig, wie Sie sich's vorstellen, doch stieß ich nicht auf so arge Schwierigkeiten wie Ihr Georg.«

»Hierüber habe ich schon einmal mit meinem Vater gesprochen, aber er sagte mir, in den Kreisen der Millionäre würde bei Heiraten nicht auf das Herz gesehen. Eine Heirat zwischen Reichen würde nur zwischen Geldsäcken geschlossen, und mein Vater könne gar nicht begreifen, wie Baron Rothschild nicht auf des Vaters Seite sein könne,

da noch kein Banquier aus Liebe, sondern immer nur aus Geldabsichten geheiratet.«

»Da ist Herr Schindler übel berichtet, wenn er dies glaubt! Gerade ich heiratete aus Neigung, und wurde glücklich durch das Herz meiner Frau.«

»Sagen Sie dies meinem Vater!«

»Er soll es, sobald ich ihn sehe, hören. Wo ist er?«

»Er ist zu Gericht gerufen worden. Es ist schon das zweite Mal, daß er dahin muß. Er kann aber eben so wenig als ein anderer Meister den Anforderungen des Gerichtes genügen, und Georg läßt er nicht dahin kommen, weil er ihm keinen Ruhm vergönnt.«

»Was wünscht denn das Gericht?«

»Etwas Leichtes für den, der es versteht, etwas Schweres für alle, welche keinen Begriff hievon haben. — Das Gericht verfolgt einen gefährlichen Menschen, welcher entflohen, und hat mittlerweile seine Wohnung durchsucht. Da stießen die betreffenden Commissäre auch auf einen Kasten. — Es ist eine geheime Schublade darin, dies weiß man gewiß, und keiner von all den geschickten Meistern, die bisher berufen wurden, vermochte sie zu finden. — Zerschlagen will man den Kasten nicht, ja darf man nicht, und auf eine andere Art ist es nicht möglich, das künstlich verborgene Schubfach aufzufinden. — Dieser Kasten, dieses Schreibpult oder dieser Schreibsecretär soll in England gemacht worden sein, und kein hiesiger Meister soll noch etwas Aehnliches gesehen haben. Ich bat meinen Vater, Georg mit ins Gerichtshaus zu nehmen und Georg mit der Aufgabe zu betrauen. Georg, sagte ich, hat schon einmal an einem ähnlichen Kasten geheimes Behältniß aufgefunden, er hat es mir erzählt. — Als ich diese Worte sprach, da fuhr

mein Vater zornig auf — er — — ich schäme mich fast, es zu sagen — gab mir häßliche Namen und gelobte, lieber der letzte Meister der Stadt heißen zu wollen, als diesem — hergelaufenen Burschen — Gelegenheit zu geben sich hervorzuthun. — Herr Baron, hierüber zerfloß ich in Thränen; ich bat den Vater kniefällig, doch nicht gar so hart zu sein. — Er stieß mich von sich und tobte zur Thüre hinaus.«

»Es hätte ja einen Ausweg gegeben! Wenn der Vater gewünscht, man möchte ihm den Schrank ins Haus schicken, im Hause würde er bei größerer Muße die Schublade finden, da hätte Georg unter vier Augen seine Kunst zeigen und Schindler den Ruhm lassen können.«

»Mein Vater geht hierauf nicht ein, und doch möchte er sich bei dem Magistrate ein Verdienst erwerben, um die städtische Arbeit, welche jährlich viele Tausende einbringt, zu erhalten; aber lieber verzichtet mein Vater auf Verdienst und reichen Lohn, als er seinen Starrsinn aufgibt.«

»Ich weiß genug,« entgegnete Rothschild. »Jetzt werde ich Georg dem Bürgermeister empfehlen. Georg wird das gewisse Schubfach finden, Georg soll Meister werden, und daß er dann die städtische Arbeit erhält, will ich verbürgen.«

»Mein Vater kommt!« rief Marie, nachdem sie einen Blick nach der Straße geworfen hatte. »Wie verstört er aussieht, gewiß hat er Verdruß gehabt!«

Schindler polterte in die Stube.

Er sah den Baron nicht, da dieser in den Hintergrund des Zimmers getreten war.

»Die Schande für die ganze Zunft!« rief Schindler aus. »Weil wir Keiner so schnell den Mechanismus des verfluchten Kastens aufzufinden vermochten, will man den Theatertischler vom Leopoldstädter Theater, den Gliffort,

diesen Gewerbestörer, blos weil er in England gewesen, kommen lassen; diesen Stümper will man zu Rathe ziehen, uns allen zur Beschämung!«

»Was haben Sie, Herr Schindler?« fragte Rothschild und trat vor.

»Ihr Ergebenster, Herr Baron!« versetzte Schindler. Er erzählte nun, was Rothschild bereits wußte.

»Das ist freilich traurig,« erwiederte der Baron. »Aber da Niemand in Wien die Kunst, die gefordert wird, zu verstehen scheint, so muß man wohl zu einem Ausländer seine Zuflucht nehmen.«

»Ich trage bei dem Mittel an, daß dieser Gliffort als Gewerbstörer von Wien abgeschafft werde.«

»Dies wird Ihnen nicht gelingen. Für's Erste ist Gliffort kein Theatertischler, sondern ein Theatermaschinist, und dann weiß ein privilegirtes Theater seine Leute so zu beschützen, daß ihnen der Zunftneid nichts anhaben kann.«

»Der Zunftneid?« fuhr Schindler auf, faßte sich jedoch sogleich und sagte ruhig: »der Zunftneid? Es wird sehr darauf ankommen, ob ein Kerl wie Gliffort, der nichts ist, nichts hat, der da aus der Fremde hergelaufen ist, noch zu beneiden ist?«

»O ja! Seiner Geschicklichkeit wegen! Weshalb wollten Sie ihn denn von Wien wegschaffen lassen, wenn er Ihnen und Ihren Collegen nicht gefährlich wäre! Und was heißt das: Hergelaufen? Soll dies bezeichnen, daß er nicht in Wien geboren? — Da müßte ich auch ein hergelaufener Patron sein! — Ich bin auch nicht in Wien geboren, und Sie selbst, Meister, sind kein Wiener! — Ich ertappe Sie bereits schon zweimal auf dem Worte »Her-

gelaufen.« Den armen Georg nannten Sie einen Hergelaufenen und nun muß auch Gliffort ein Hergelaufener sein! — Ich bin nicht gekommen, Ihnen eine Lection zu geben, aber zu Ihrem Besten will ich Ihnen rathen, wenn kein Hergelaufener Ihnen gefährlich werden soll, so machen Sie durch Ihre eigene Geschicklichkeit alle Hergelaufenen entbehrlich, und diese werden dann eben so schnell wieder fortlaufen, als Sie hieherliefen!«

Schindler war ganz verblüfft und stotterte: »So war es nicht gemeint, Herr Baron!«

Der Baron brach schnell das Gespräch ab und sagte: »Ich bin eigentlich hierhergekommen nachzusehen. Ich bin erstaunt, wie wunderschön und ich könnte sagen genial Georg für mich arbeitet. Ich habe schon wieder eine Bestellung für ihn. Er muß mir, wenn ein junges, schönes Mädchen von meiner Bekanntschaft über die Härte ihres Vaters am gebrochenen Herzen stirbt, einen Sarg machen, einen Sarg, mit zahllosen Blumen eingelegt! — Lassen Sie Georg schon jetzt an diese Arbeit gehen, denn bis der alte Vater sein Unrecht einsieht, geht sein einziges Kind gewiß zu Grunde; lassen Sie Georg heute noch anfangen, Herr Meister, die schreckliche Katastrophe ist gewiß nicht mehr ferne.«

Der Baron grüßte Schindler kalt, aber wendete sich freundlich an Marie, nickte ihr zu und ging.

Schindler taumelte vor Wuth und Entsetzen auf einen Stuhl.

»Der fährt einem mit der Scheibtruhen über die Nase und glaubt, man merke es nicht, wo er hin will! — Und justament nicht!« schrie Schindler und sprang vom Stuhle auf, »und justament nicht! — Je mehr der Baron

sich gegen mich stemmt, desto weniger thu' ich seinen Willen! — Du kommst jetzt gar fort von Wien!« sagte er zu Marien. »Nach Sibirien, zu den Eisbären, sollst Du mir eher, als ich nachgebe. Einen Eskimo, oder wie diese Tagdiebe heißen, sollst Du lieber zum Mann bekommen als diesen Georg.

»Und was dieser Baron vom Sterben, von einem Sarge, von einem starrsinnigen Alten, vom gebrochenen Herzen spricht! Schickt sich das für einen Millionär, daß er vom Tode red't? — Arme Leute können vom Tod reden, diesen ist es zu verzeihen, aber den Reichen! — Potz Tausend! Der Baron soll sich schämen, daß er nichts Anderes weiß, als vom Sterben zu discuriren!

»Und mein einziges vielgeliebtes Kind! — Ein Sarg mit Blumen! — Mir läuft es eiskalt über den Rücken, und Georg soll den Sarg machen! Dieser — ach, ich darf ihn nichts mehr heißen! — Marie, geh her zu mir und sieh mich an! — Ich glaube gar Du weinst! — Den Kopf hebe in die Höhe! — Heiliger Gott! Wie blaß das Kind aussieht! — Gleich, auf der Stelle sieh gut aus! Roth werde, ich befehle es Dir! — Härmst Du Dich denn so um den Kerl, ich will sagen, um den Menschen —«

»Ach Vater, lieber Vater!«

»Nur keine Phrasen! — Ob Du Dich um diesen Menschen so härmst, will ich wissen —«

»Ich darf ja nicht sprechen, ohne Sie zu erzürnen —«

»Nu, nu, reden kannst Du schon, aber nur nicht von ihm! verstehst Du, nicht von ihm! Rede von was Du willst, nur denke nicht an ihn und sprich nicht von ihm! sonst erlaube ich Dir Alles! Mein Gott! Erbarme ich Dir denn nicht? siehst Du denn nicht ein, daß ich den

Gedanken nicht denken kann, daß mein blühendes Gewerbe, mein schönes Geld, meine prächtigen Häuser einst in Hände kommen sollen, die kein Gewerbe, kein Geld und keine Häuser haben?«

An der Thüre wurde geklopft.

Schindler rief: »Herein!«

Wer trat in die Stube?

Die drei Herren, welche Schindler im neuen Lerchenfelde kennen lernte.

»Ich komme vom Herrn Baron Rothschild,« sprach der Erste, »und frage an, ob der Meister die neue Bestellung dem Gesellen Georg bereits aufgetragen hat?«

»Nein!« fuhr Schindler grimmig auf, »und ich werde sie ihm nie auftragen. Alle Achtung für den Herrn Baron, aber er möge mich mit solchen Aufträgen verschonen.«

»Ich komme ebenfalls vom Herrn Baron Rothschild,« versetzte der Zweite, »und frage an, ob Meister Schindler nicht dem Bürgermeister der Residenzstadt Wien den bestellten Tisch, welchen Georg in Arbeit hat, so weit er fertig ist, senden wolle. Der Herr Bürgermeister hat den herrlichen Tisch in der kaiserlichen Burg gesehen, und wenn es sich bewährt, was man erzählt, daß der Geselle Georg ein Künstler ist, der solche Arbeit liefern kann, so will der Bürgermeister der Haupt- und Residenzstadt Wien dem geschickten Georg sogleich das Meisterrecht verleihen und ihn zum Bürger erheben.«

»Mich trifft der Schlag!« tobte Schindler.

»Und ich komme ebenfalls vom Herrn Baron von Rothschild,« sagte der dritte Herr, »und frage an, ob der Meister den Gesellen Georg nicht augenblicklich in das städtische Gerichtshaus senden könne? Dort befindet sich ein

Kasten, der wie das Schloß am Stock im Eisenplatze unaufsperrbar ist, das heißt, der eine heimliche Schublade enthält, welche einen zweiten Martin Mocks erheischt. — Der Baron hat sich verbürgt, daß nur Georg dieser Mann sei! — Zugleich will der Baron durch besagten Georg dem Meister einen Stein vom Herzen wälzen, indem er verhindert, daß der verhaßte Gliffort das bewußte Geheimniß im Kasten lüfte, und das Verdienst einem Inländer, dem bewußten Georg, zufalle!«

»Unsere Sendung ist vollbracht. Können alle drei Punkte in Erfüllung gehen?«

»Ich habe es schon gesagt, die erste Forderung ist unmöglich zu erfüllen, denn in meinem Hause darf noch in hundert Jahren von keinem Sarge die Rede sein. Meine Tochter stirbt nie wie der Sänger Pischek und ich lebe nur in ihr, also leben wir beide ewig!

»Was den zweiten Punkt betrifft, daß Georg seinen Blumentisch dem Herrn Bürgermeister überbringen soll, der ihn dafür zum Bürger und Meister machen will, so liegt dies ganz in der Macht des Herrn Bürgermeisters, und ich bring' endlich den Georg sammt seinem Tisch vom Halse. Denn ein Bürger und Meister wird nicht bei einem Bürger und Meister als Geselle im Hause bleiben.

»Was den dritten Punkt anbelangt, so gehe Martin Mocks der Zweite hin, an dem oft genannten Kasten sein Meisterstück zu machen. Ich wünsche ihm Glück und ein schönes Wetter, und will endlich Ruhe haben.«

»Ruhe?« fragte der dritte Herr. — »Es wird nicht sein können. Sobald Georg im Stande ist, das Geheimniß im Secretär zu entziffern, so erhält Georg als Bürger und

Meister der ehrsamen Tischlerzunft die städtische Arbeit. Dies ist der Preis, der darauf gesetzt ist.«

»So?« kreischte Schindler wüthend auf. »Meine Herren, die ich vom Lerchenfeld noch zu kennen die Ehre habe, wenn dies kein Puff ist, und der Baron der Mann ist, dies Alles durchzusetzen, so richten Sie ihm fein höflich aus: Eines setze er aber doch nicht durch, so lange meine zwei Augen offen stehen, meine Tochter nämlich bekommt Georg nicht! Justament nicht! Jetzt just, just, justament nicht, und wenn ich verarmen und Hobelspäne essen müßte! — Des Menschen Wille ist sein Himmelreich! sage ich.

»Komm, meine Tochter! Ich habe ja mehrere Häuser, ich muß ja mit Dir nicht gerade hier bleiben!«

Er nahm Marie am Arme und zog sie fort.

»Das alte Stemmeisen stemmt sich,« sagte der dritte Herr. »Es wird aber vergebens sein!«

Zehntes Capitel.

Ein Wechselarrest.

Die drei Wucherer wollten der Frau von Blümlein wirklich arg auf den Leib rücken, wollten einen Arrest um jeden Preis bewilligt haben, aber Doctor Reißer verstand sich nicht dazu. Er wußte etwas Besseres.

Er besaß einen Wechsel, für welchen die Personalexecution bereits erwirkt wurde. Der Gläubiger drang nur nicht darauf sie auszuführen.

Dieser Wechsel gehörte eigentlich Jeannetten an, wurde aber auf den Namen jenes Mannes eingeklagt, der sich gegen ein paar Gulden Recompens dazu hergab, die Feuerzange des edlen Doctors Reißer zu werden.

Frau von Blümlein erfuhr was ihr bevorstand und war auf ihre Flucht bedacht.

Dazu drängten sie auch andere traurige Ergebnisse.

Ein Unglück kommt nie allein.

Was sie am meisten erschütterte, war, daß der Graf sie aufgab. Dieser Schlag traf sie hart. Dann hatte sie einhundert Gulden im Hause, das war für sie, die entfliehen wollte, nicht minder entsetzlich. Endlich betraf sie der Verlust des Werthvollsten, das sie noch besaß.

Es wurde ihr all ihr schönes Silber, das ihr der Graf in einer großen kostbaren Chatouille verehrt hatte, gestohlen.

Sie, welche dieses Kleinod selbst in der größten Noth

nicht veräußerte, mußte es jetzt durch diebische Hände vermissen.

Der Verlust war namhaft, denn außer dem reichen Silber lagen noch Dessertteller von Gold dabei.

In ihrer Verzweiflung schrieb Frau von Blümlein an den Grafen.

Es erfolgte keine Antwort.

Frau von Blümlein ging selbst in die Wohnung des Grafen.

Er ließ sie nicht vor.

Sie wendete sich an den Secretär des Grafen.

Sie beschwor diesen, ihr nur ein einziges Mal noch eine Zusammenkunft mit seinem Herrn zu verschaffen. »Nur seinen Rath will ich hinsichtlich der entwendeten Chatouille,« sagte Frau von Blümlein.

Der Secretär verfügte sich zu dem Grafen.

Der Graf ließ sich bewegen, mit Frau von Blümlein zu sprechen.

Sie trat bei ihm ein.

»Madame, was Sie von mir wünschen,« sagte der Graf, »weiß ich. Sie geben an, Sie wollten meinen Rath in Anspruch nehmen. Dies ist aber nicht wahr; Sie wollen mein Geld in Anspruch nehmen. Mein Rath war Ihnen von jeher gleichgiltig; hätten Sie ihn befolgt, so stünde es besser mit Ihnen. — Doch keine Vorwürfe! Die Chatouille, welche Ihnen gestohlen wurde, hat dieselbe Person entwendet, welche den Brillant aus dem Schmucke des Fräulein Solau nahm.«

»Herr Graf, Ihr Verdacht trifft eine Unschuldige,« versetzte Blümlein; »Sie halten Jeannette für eine schlechte Person, Sie fügen ihr ein großes Unrecht zu . . .«

Der Graf lachte.

»Madame,« sagte er, »Sie sind, was Jeannette betrifft, dergestalt mit Blindheit geschlagen, daß Ihnen diese nach dem Leben trachten könnte, und Sie würden sie noch vertheidigen. Aber ich kenne Jeannette besser, als Sie sie kennen, und so sage ich Ihnen demnach Alles, was sie gethan hat:

»Seit dem Augenblicke, in welchem sie in Ihre Dienste trat, hat sie Sie betrogen und bestohlen. Als sie die Manövres wahrnahm, welche sich Wucherer mit Ihnen erlaubten, und bereits ein hübsches Sümmchen in Ihrem Dienste bei Seite geschafft hatte, begann sie selbst Ihnen unter fremdem Namen gegen unverschämte Zinsen auf Wechsel Geld zu leihen und Sie also zu bewuchern. Die letzten wirklich schauderhaften Geschäfte mit den Pfandamtsscheinen, »Versatzzetteln,« wie man sie nennt, hat nicht ein Dritter mit Ihnen und Fräulein Solau, sondern Jeannette allein mit ihrem erwucherten Vermögen gemacht. Madame, Sie sind in den schrecklichsten Händen. — Noch mehr, Jeannette ist es, die Sie heute Nacht in den Schuldenarrest führen läßt. Sie ist die Besitzerin jenes Wechsels, über welchen Doctor Reißer die Execution gegen Sie mit dem ganzen Ingrimme, mit der maßlosen Gehässigkeit und der abscheulichen Härte führen wird, welcher dieser unmenschliche Advocat, aus allen schlechten Advocaten der Welt der schlechteste, nur fähig ist.«

»Unmöglich!«

»Unterbrechen Sie mich nicht mit Ihrem »Unmöglich!« ich werde Ihnen sogleich den Staar stechen und Ihnen sagen, was Ihrer Favoritin Alles möglich ist. — Daß ich mit Ihnen für immer gebrochen habe, ist ebenfalls das

Werk Ihrer Kammerjungfer. Sie schrieb mir, wenn ich Sie, Madame, über Ihrer affronter Untreue ertappen wolle, so möchte ich auf der Stelle zu Ihnen kommen. Jeannette schob mich dann durch die Tapetenthür in dem Momente in Ihr Zimmer, als gerade der girrende Seladon, ein ebenso entartetes Wesen wie Ihre Kammerjungfer, im vertraulichsten Gespräche bei Ihnen war und neue Angriffe auf meine Casse mit Ihnen verhandelte.«

»Gott im Himmel, welch eine Schändlichkeit!«

»Ja, Madame, und dennoch ist die Jeannette Ihr Liebling.«

»Nimmermehr! — Sie muß aus dem Hause.«

»O nein!« sagte der Graf. »Sie werden ja vor Ihren Gläubigern fliehen, und da muß die liebe Jeannette dabei sein, damit sie dem Advocaten Reißer schreiben könne wo er Sie auf der Flucht ergreifen soll.«

»Mit welcher Verblendung war ich behaftet! Sie muß! Sie muß auf der Stelle fort und ich fliehe allein.«

»O, damit bin ich nicht zufrieden! Zwar wähnt Fräulein Jeannette, sie hätte sich mir verpflichtet, allein sie irrt! Man liebt den Verrath und haßt den Verräther, und ich hasse diese Person ganz besonders, weil sie mich mit solcher Schonungslosigkeit behandelte, weil sie mich auf eine so plumpe Weise um einen glücklichen Wahn brachte. — Ich bin ein alter Mann, und es schmeichelte mir, von einer jungen schönen Frau geliebt zu sein! Doch wozu sage ich Ihnen dies, bin ich doch nun so grell vom Gegentheil überzeugt worden.«

»Verzeihung, lieber Graf,« versetzte Blümlein und schluchzte, »Vergebung, meiner Unbesonnenheit wegen. Ich beging ein Verbrechen gegen Sie nur aus Eitelkeit. Der

Gedanke, daß Würbi vor mir knie, der noch vor keinem Weibe gekniet, hat mich berückt.«

Der Graf, so bewegt er war, lachte laut auf. »Was?« sagte er, »dieser Wicht kniete sonst vor keinem andern Weibe, als vor Ihnen? Vor der alten Scheuerfrau im Hof kniet er, wenn sie ihm zehn Gulden zu erhaschen in Aussicht stellt.«

»Ich will ihn meiden! Er soll mir nie mehr vor die Augen kommen!«

»Dies wäre etwas, wenn Sie Wort hielten,« versetzte der Graf.

»Wie kann ich Ihnen beweisen, daß es mein heiliger Ernst ist?«

»Fliehen Sie auf meine Herrschaft in Ungarn?«

»Ja.«

»Bleiben Sie da, so lange ich es wünsche?«

»Ja.«

»Indeß wird mein Anwalt Ihrer Jeannette näher rücken. Die Diebin muß entlarvt werden.«

»Es ist ja nichts zu beweisen. Meine Hausleute untersuchten während Jeannettens Abwesenheit ihr Zimmer; von der Chatouille war keine Spur.«

»O, sie wird sie schon an einen Ort haben bringen lassen, an den Niemand denkt.«

»Aus dem Hause ist mein Silber nicht gebracht worden. Das weiß ich sicher, also . . .«

»Also hält Jeannette sie noch verborgen?«

»Irren Sie nicht! Die Chatouille wurde mit Stricken durch das Fenster herabgelassen.«

»O, sie wird sie schon herausgeben müssen, dies wird meine Sorge sein.«

»Aber fliehe ich aus dem Hause und jage ich vorher noch die Schändliche davon, so fehlt mir jede Nachweisung.«

»Dies darf nicht geschehen! Nein, die saubere Mamsell muß statt Ihnen in den Schuldthurm wandern, sie muß ihre eigene Arrestantin werden.«

»Das wäre ja herrlich!«

»Ich werde Ihnen mittheilen, wie dies einzuleiten.«

»Und wenn es gelingt, werden Sie mir wieder gut sein?«

»Wenn Sie auf meinen Gütern bleiben und dem geräuschvollen Leben der Kaiserstadt entsagen, so will ich vergessen, was Sie mir gethan!«

»Da haben Sie meine Hand, Graf, und das feierliche Versprechen, daß ich Wien und Würbi meiden will. Ich füge mich Allem, was Sie anordnen, um diese schändliche Kammerjungfer zu demüthigen.«

»Kommen Sie, mein Anwalt speist heute bei mir. Seien Sie ebenfalls mein Gast! Wir wollen unsere Versöhnung feiern. — Leben Sie dann wirklich so zurückgezogen, wie ich es wünsche, so werde ich Ihre Schulden auch dieses Mal bezahlen. — Auf meinen Gütern sollen Sie dann keine Gelegenheit finden, neue Schulden zu contrahiren.«

Der Graf reichte Frau von Blümlein den Arm und führte sie in den Speisesaal.

* *
*

Als Frau von Blümlein das Diner verließ und nach Hause kam, rief sie Jeannette.

»Ich will Dir doch zuerst die freudige Nachricht mittheilen, daß sich der Graf mit mir wieder ausgesöhnt hat.«

»Wieder ausgesöhnt?« dehnte Jeannette. »Dacht' ich's doch! Wenn er Sie wieder gesehen hat, schwindet sein Groll. Er hat Ihnen ja schon viele kleine Galanterien nachgesehen.«

»Nicht wahr? Der gute Graf!«

»Das wird ein Fest für Ihre Gläubiger sein!«

»Ich weiß nicht ob diese jubeln werden! Der Graf wird zwar für mich bezahlen, aber nicht sogleich.«

»Nicht sogleich? Wie ist dies zu verstehen?«

»Du weißt, daß ich vor Dir kein Geheimniß habe. Der Graf bezahlt meine Schulden, aber erst, wann ich nicht mehr in Wien bin.«

»Dann »handelt er ab,« wie man in solchen Fällen zu sagen pflegt.«

»Nein. Es erhält Jeder sein volles Geld, aber ich muß heute noch fort.«

»Noch heute?« fragte Jeannette betreten. »Sie nehmen mich doch mit?«

»Nein, Du bleibst hier und wirst meine Flucht decken, Du wirst Frau von Blümlein vorstellen.«

»Aber wenn ein Wechselarrest über Sie verhängt wird?«

»Dann wirst Du auf kurze Zeit ins Polizeihaus wandern. — Dies thust Du doch mir und dem Grafen zu Liebe?«

»Davor werde ich mich hüten!«

»Du wirst wenig Arreste zu befürchten haben. Höchstens heute Nacht.«

»Wie, heute Nacht?«

»Ja, heute Nacht zwischen zwölf und ein Uhr gedenkt

der Advocat Reißer mich aus dem Bette holen zu lassen. Da bist Du Frau von Blümlein und folgst willig!«

»Um kein Rittergut!«

»Doch! — Wenn Du mir nicht hilfst und meine Person nicht vorstellst, wenn Du die Plane des Grafen durchkreuzest, so hast Du seine Rache zu fürchten.«

»Was thut mir denn der Graf, wenn ich mich um keinen Preis dazu verstehe?«

»Viel thut er Dir und nur Unangenehmes. Liebe Jeannette, bringe den Grafen nicht auf.«

»Aber ich weiß gar nicht wie Sie mir vorkommen, gnädige Frau! — Glauben Sie, es ist ein Spaß, für einen Anderen in den Arrest zu gehen?«

»Dies ist ja nicht einmal neu! In der »Bürgschaft« von Schiller findest Du noch einen höheren Grad von Aufopferung.«

»Ich will mich aber nicht aufopfern.«

»Du wirst müssen.«

»Müssen? Den möchte ich sehen, der mich hierzu zwingen könnte.«

»Es wird der Graf sein, der Dich zwingt. — Sieh, gute Jeannette, es thut mir wehe, daß ich Dinge berühren muß, welche Dich aufbringen, oder mindestens kränken werden, aber ich muß es, deinetwegen!«

»Da bin ich neugierig, was dies für Dinge sein werden.«

»Sieh, Jeannette! — Es belauscht uns doch Niemand! -- Der Graf ist der Meinung, ja er weiß es sogar gewiß, er hat nämlich Zeugen, daß Du mir, als ich neulich in der Nacht in einer Soirée mich befand — daß Du

mir meine Chatouille mit dem Silber und den goldenen Dessserttellern gestohlen hast!«

»Jesus, Maria und Joseph!«

»Erschrick nicht! Es ist so, es kann es auch sonst kein Mensch gethan haben!«

»Was sagen Sie? Sie behaupten es auch? Ei, das ist ja infam und niederträchtig!«

»Ja wohl!«

»Da muß ich ja sogleich den schändlichen Verleumder, den Grafen, bei Gericht verklagen, und Sie dazu, gnädige Frau, und auf die höchste Genugthuung dringen.«

»Ja, ja, aber Alles später! Denn früher läßt Dich der Graf in den Criminalarrest führen!«

»Das möcht' ich sehen!«

»Das wirst Du auch sehen! — Ich habe schon gesagt, es sind Zeugen da.«

»Die sind bezahlt, sind falsche, meineidige, niederträchtige Zeugen.«

»Der Bediente Michael sah Dich wie Du ein, in ein breites Frauentuch eingehülltes großes schweres Kästchen über den Gang in dein Zimmer schlepptest.«

»Der Schurke ist immer betrunken, wer weiß was ihm da geträumt hat!«

»Bald kam ich hierauf nach Hause. Du warst nicht zu bewegen mich auszukleiden, Du ließest sagen, Du wärest unwohl. Du schicktest mir das Stubenmädchen, und dennoch warst Du die ganze Nacht auf, es brannte Licht in deinem Zimmer, Du standest in einem fort am Fenster und erst nach drei Uhr Morgens gingst Du zu Bette. — Deinen Geliebten sah man vor dem Hause patrouilliren.«

»Was beweist das?«

»Das beweist, daß man Dich und deinen Liebhaber verhaften wird.«

»Allmächtiger Gott!«

»Es ist möglich, daß deine Unschuld an den Tag kommt, bis dahin sitzest Du und dein Herzensfreund vielleicht ein ganzes Jahr. Ich an deiner Stelle würde lieber den Grafen nicht aufs Aeußerste reizen und auf einige Tage für meine gute Frau im Schuldenarrest mich opfern und einen schändlichen, gefoppten Wucherer auslachen, als die Ehre und die Freiheit auf lange Zeit zu verlieren!«

»Wenn ich es recht betrachte,« versetzte Jeannette und unterdrückte ihre gräßliche Angst, die kalten Schweißtropfen standen ihr auf der Stirne, »wenn ich's recht betrachte, so ist's ja nur ein Spaß!«

»Freilich, ein Hauptspaß!«

»Es dauert nur einige Tage, wie Sie sagen?«

»Nicht länger.

»Dauert es länger, so kannst Du ja die Geschichte abkürzen. Du nennst Dich, Du sagst und beweisest, daß Du nicht Frau Blümlein bist, daß der Sollicitator, der Dich nicht kannte, Dich wohl dafür genommen, daß Du für deine Frau Dich geopfert; sagst Du das, so wirst Du noch bewundert und bist auf der Stelle frei.«

»Darauf gehe ich ein!«

»Du edles Geschöpf, Du!«

»Und der Graf, wird dann dieser auch zufrieden sein?«

»Und wie zufrieden!«

»Bekomme ich keine Entschädigung von Ihnen, gnädige Frau?«

»Dein Bewußtsein bleibt Dir! Ich aber hole Dir doch ein Geschenk, das Dir höchst nothwendig ist und mir — nichts nützt!«

»Was soll ich beginnen?« sagte Jeannette, als sie allein war. »Ich weiß, daß alle Dienstleute mich als Diebin bezeichnen. Sie sagen laut, es sei Niemand in das Zimmer, in welchem das Silber lag, gekommen als ich. Man hat auch in meiner Abwesenheit mein Zimmer genau durchsucht, aber nichts gefunden. Dies hebt aber den Verdacht nicht auf. Mein verfluchter Student, wenn man nur den auf der Straße nicht gesehen hätte!

»Ich meinte es mit dem Grafen so gut,« fuhr sie in ihrem Selbstgespräch nach einer Pause fort. »Ich verrieth ihm die Untreue seiner Geliebten, aber ich merkte es auch sogleich, daß er mir meine Denunciation übel nahm. . . . Als ich ihn fragte: Nun, Herr Graf, habe ich Sie belogen? rief er: Geh sie zum Teufel, und statt mir, wie ich vermuthete, seine volle Brieftasche zuzuwerfen, fuhr er entrüstet auf und schrie: Ihr danke ich nicht! Wer seine Herrschaft verrathen kann, ist ein infames Subject! Gehe sie mir aus den Augen!«

»Da hast Du dein Geschenk,« sagte Blümlein, welche wieder kam. »Es befindet sich in diesem Futteral, aber vor mir darfst Du es nicht öffnen.«

»Ich küsse die Hände,« versetzte Jeannette und wollte sich entfernen.

»Ich reise nach Höpfen in Ungarn, reise auf der Stelle und Du trittst deinen Arrest heute Nacht an.«

»Wenn aber die Bedienten im Hause, die offenbar geweckt werden, wenn der Gerichtsdiener und Sollicitator Sie

suchen und die Hausleute angeben, daß ich nicht Frau von Blümlein sei . . .«

»O, sorge Dich nicht, die Leute sind gehörig instruirt; sie vergönnen Dir, die Du immer so hochmüthig und unverträglich warst, daß Du einmal auch ein wenig Ungemach erleidest, und dem Hauptwucherer, der den Arrest über mich verhängt, vergönnen sie, daß er verhöhnt werde.«

Frau Blümlein ging. Sie setzte sich in einen Fiaker und fuhr nach Fischament. In Fischament nahm sie die Post und eilte nach Höpfen.

Als Jeannette allein war, betrachtete sie das Futteral und sagte: »Was hat sie mir denn gegeben, das ich vor ihr nicht ansehen darf?«

Sie öffnete das Futteral und fand darin den Schlüssel zu der gestohlenen Chatouille.

»Das ist hämisch,« sprach sie für sich. »Ich schenke Dir etwas, bemerkte sie, das Dir höchst nothwendig ist und mir nichts nützt!«

»Nun warte, das soll Dir vergolten werden, bin ich nur erst aus dem Jammer heraus.

»Aus zwei Uebeln mußte ich das kleinste wählen,« sagte sie nach einer Pause. »Es ist besser in den Schuldenals in den Criminalarrest zu spaziren. Das Lustigste ist nur, daß ich mich selbst in den Schuldenarrest stecken lasse, denn ich bin ja eigentlich der grimmige Gläubiger, der meine Frau so unbarmherzig verfolgt.«

* *
*

Die Nacht brach heran.

Jeannette ging, um die Täuschung zu erhöhen, in das Schlafzimmer ihrer Gebieterin.

Als es ein Uhr schlug, kam wirklich das Executions=

Commando heran, aber nicht ganz ruhig und jedes grelle Aufsehen vermeidend, sondern mit allem Eclat, wie Doctor Reißer derlei zu vollführen beliebte. Erstens ließ er schon mehr als ein Dutzend Personen seiner Kanzlei mit ausrücken, um eine wehrlose Frau in den Schuldthurm zu schicken, dann ließ er auch noch die Gasse, in welcher Frau von Blümlein wohnte, oben und unten besetzen, und commandirte vierzehn Personen, als ginge er darauf aus, eine Rotte Verschwörer, Räuber oder Mörder zu verhaften.

»Bei diesem Personalarreste lassen sich enorme Expensen berechnen,« sagte Reißer zu seinem Sollicitator. »Zwei Fiaker müssen bereit sein, einer für Frau von Blümlein, der in das Haus, in welchem sie wohnt, zu fahren hat, der andere für mich, um den Transport von ferne zu begleiten, um mich zu überzeugen, daß Frau von Blümlein glücklich unter Schloß und Riegel gebracht wurde.«

Außerdem instruirte Doctor Reißer den Sollicitator:

»Sollte Frau von Blümlein zu mir geführt werden wollen, um einen kleinen Aufschub oder menschliche Rücksicht zu verlangen, so bitte ich ihr zu sagen, daß ich nicht zu Hause, überhaupt für einen Bedrängten nie zu sprechen sei, denn »Jammer ist mein Beruf und Rache mein Gewerbe!«

»Ganz wohl!« versetzte der Sollicitator.

Der Sollicitator kam bei dem Hause der Frau von Blümlein an.

Er zog die Glocke des Hausthors.

Der Hausmeister öffnete dasselbe, aber wie erschrak er, als er vierzehn Männer auf einmal eintreten sah.

Der Hausmeister hätte um Hilfe gerufen, aber er erkannte die Gerichtsperson und bezeigte dieser alle Achtung.

»Was gibt es denn?« fragte der Hausmeister.

»Die Blümlein wird in den Schuldenarrest geführt,« antwortete der Sollicitator.

»Und dazu braucht man eine ganze Herberge von Schreibern?«

»Damit diese Frau nicht entspringen, auch sich nicht zur Wehre setzen kann.«

»Diese stille, gutmüthige Frau, zur Wehre? Es ist zum Lachen!« sagte der Hausmeister.

»Ja, man kann nicht wissen,« erwiederte der Sollicitator; »meine Frau zum Beispiele würde mir und meinem Doctor die Augen auskratzen, wenn ich sie einsperren wollte. Die Weiber sind manchmal fürchterlich!«

»Spaziren Sie nur hinauf,« versetzte der Hausmeister; »machen die Herren aber keinen Spectakel, im zweiten Stocke wohnt ein Bojar, dessen Frau im Nervenfieber liegt. Es ist deshalb auch, um das Wagengerassel zu dämpfen, Stroh im Hofe und auf der Straße aufgestreut worden. Wird die Kranke erschreckt, so hätten die Herren aus der grimmigen Kanzlei es mit dem Bojaren und seinen Leuten zu thun, und da könnten wohl einige Nasenspitzeln und Ohrläppchen auf dem Platze bleiben.«

»Ich dulde keinen Scandal,« versicherte der Gerichtsdiener; »ich bin ohnehin außer mir, daß Doctor Reißer solche infame Manövers anordnet.«

»St!« lispelte der Sollicitator. Dann wandte er sich an sein Kanzleipersonal.

»Hurtig!« commandirte er.

»Zwei müssen schnell hinauf auf die Bodenstiege;

Zwei auf die Kellerstiege, Zwei in den vierten Stock, Zwei in den dritten Stock, Zwei in den zweiten Stock . . .«

»Zu dem Bojaren?« fragte ein Schreiber ängstlich. »Ich gehe nicht dahin, ich habe ein Weib und vier Kinder . . .«

»Jeder kriegt acht Groschen,« wetterte der Sollicitator, »der in den zweiten Stock hinauf geht. Will keiner? — Freiwillige heraus!«

Endlich schlichen sich zwei ausgemergelte Subjecte heran, gelobten aber sogleich zu entfliehen, wenn bei dem Bojaren sich etwas regen sollte.

Nun trat der Solicitator seinen Weg an.

Er zählte dreiundzwanzig Stufen in den ersten Stock. Er konnte sich nicht irren. »Links die Thüre, ein messingener Glockenzug!« So lautete die Instruction.

Der Sollicitator zog den Glockenzug.

Es wurde augenblicklich geöffnet.

»Ist Frau von Blümlein zu Hause?« fragte der Sollicitator. »He! Nicht verläugnen! Ich lasse augenblicklich alle Zimmer aufsperren und suche sie sogar unterm Herd! Ich bin vom Doctor Reißer, der läßt die Kinder im Mutterleibe in Schuldenarrest sperren.«

»Ein herrliches Metier!« versetzte der Bediente. »Ich werde Sie sogleich melden!«

»Bst! nicht melden! Ich habe die Instruction, Frau von Blümlein bei Nacht und Nebel zu überfallen und sie mit Geierkrallen aus dem Schlafe zu reißen, wenn sie schnarchen sollte.«

»Sie sitzt ganz ruhig noch beim Souper!«

»Beim Souper? Hat sie vielleicht noch ein Messer auf dem Tisch? . . . Freiwillige heraus!«

»Sie thut Ihnen nichts,« erwiederte der Bediente, »gehen Sie nur ganz ruhig hinein. Sie wird sich's zur Ehre schätzen, noch so spät eine so angenehme Visite zu erhalten.«

Der Sollicitator trat mit dem Hute auf dem Kopfe ein.

Jeannette stand auf und ging ihm entgegen.

Der Sollicitator nahm sein ganzes Rednertalent in Anspruch.

»Vom Herrn Doctor von Reißer!« sagte er, »Wechsel, Verfallzeit, Execution, Personalarrest! Doctor Reißer, grausame Unnöthigkeit!«

»Ich verstehe, mein Herr, und bin bereit zu folgen.«

»Bereit?«

»Ich folge mit Vergnügen!«

»Mit Vergnügen? . . . Ich bin ganz baff! Ich rechnete auf ein paar Ohrfeigen, wie sie mir neulich in einem Wirthshausgarten zu Theil wurden, in welchem ich den Musikdirector wegen Schulden vom Orchester herabriß und einstecken wollte, aber vom Publicum, welches Eintrittsgeld für die Soirée bezahlt hatte, blau geschlagen wurde. Ich erstaune daher über diese Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit, und nehme vor dieser meinen Hut ab.

»Wie dies Herrn Doctor von Reißer freuen wird,« fuhr der Sollicitator fort, »daß ihm auch einmal eine Execution ohne Scandal gelingt, das vermag ich nicht zu schildern! . . . Gnädige Frau,« setzte der Sollicitator mit einer Freundlichkeit hinzu, aus der man hätte Essig machen können, »Sie sollte man von Rechtswegen verbrennen und Ihre Asche allen Jenen eingeben, die durchaus nicht Vivat rufen wollen, wenn Reißer und Collegen ihre

Force in dem stolzen Bewußtsein finden, bedrängte Menschen unglücklich zu machen.«

»Darf ich um den Arm bitten?« fragte der Sollicitator Jeannette.

»Mit Vergnügen,« antwortete diese und ließ sich zu dem Wagen führen.

»Abgelöst!« commandirte der Sollicitator bis zum Boden und zur Kellerstiege.

Die Schergen versammelten sich.

Die Satelliten verließen ihre Posten.

Der Sollicitator und Gerichtsdiener setzten sich zu Jeannetten in den Wagen.

Zwei Schreiber postirten sich auf den Bock.

Drei Schreiber standen rückwärts auf dem Wagen.

Neun Schreiber liefen neben dem Wagen her.

»Sehen Sie,« sagte der Sollicitator zum Gerichtsdiener, »es ist für Alle Platz!«

Als der Wagen über eine Ecke bog, schrie ein Herr aus einem Fiaker, der dem Zuge entgegenfuhr:

»Haben Sie sie schon?«

»Und wie!« antwortete der Sollicitator.

»Mit Exceß? Kein Aug' eingeschlagen worden? Es kostet eines fünf Gulden! . . . Keine Zähne eingestoßen? Fünfundvierzig Kreuzer das Paar! Setzen Sie Alles unter die Expensen!«

»Nichts, gar nichts ist vorgefallen, was unangenehm wäre,« erwiederte der Sollicitator mit Devotion. »Es herrschte die größte Ruhe. Ich selbst beobachtete den feinsten Anstand; es ist mir sauer genug geworden.«

»Dreißig Gulden für die Ruhe und vierzig für den Anstand sind in der Expensnota aufzuführen.«

Der Herr, der also sprach, war der berühmte Doctor von Reißer, der edle Mann, der sich jedesmal verläugnen ließ, wenn er einen hämischen Streich gegen unglückliche Menschen ausübte.

»In die Sterngasse mit ihr!« herrschte der Herr Doctor von Reißer seinem Sollicitator zu. »Mich aber, Fiaker, bringst Du in die Mehrung.«

(Ein bekanntes Bierhaus nächst der Sparcasse in der Spenglergasse.)

Eilftes Capitel.

Im Schuldenarrest.

Wie die Leser unserer Mittheilungen bereits erfahren haben, war auch Graf Pahlau ein Beschützer des Liebesverhältnisses Georgs und Mariens.

Der Graf hatte einen eigenen Plan, den guten Jungen Georg zu Glück und zu Ehren zu bringen.

Er ließ Georg rufen und theilte ihm seine Plane mit.

Georg war überselig.

»Was ich für Sie zu thun Willens bin, und womit ich ganz sicher reussire, fordert jedoch einen Gegendienst. Sie müssen mir eine Gefälligkeit erweisen. Mein Kammerdiener ist nicht in meinem Hause. Ich habe den Nichtswürdigen entlassen, weil er gerade gegen Ihre Geliebte sich frech und anmaßend benahm. Ich kann von meinem Kammerdiener nie mehr Notiz nehmen, auch von ihm keine Auskunft verlangen, obgleich mir in diesem Augenblicke Alles an einer Auskunft, die nur er mir zu geben im Stande ist, gelegen ist. — Die Sache, welche mir am Herzen liegt, ist

folgende: Ich habe vor einem Jahre einer Dame ein completes silbernes Tafelservice und hiezu eine kostbare Chatouille anfertigen lassen. Ein Tischler hat diese Chatouille geliefert. Mein Kammerdiener hat diesen Meister mir aufgetrieben und ein Meister war er, denn in schönerer Poulearbeit ist in Wien noch nichts geliefert worden. Um Ihnen etwas davon zu sagen, so war auf dem oberen Theile der Chatouille eine Elster abgebildet, welche einen silbernen Löffel in ihr Nest trug. — Ich habe nie etwas Täuschenderes gesehen. Der Vogel, die Jungen im Neste, die Gesträuche auf dem Mosaikgemälde waren so wahr und lebendig, daß man wähnte, die Elster lebe. Mein Kammerdiener sagte mir, ein Poulearbeiter aus England hätte dieses Meisterstück gemacht. — Haben Sie nie etwas von dieser wahrhaften Kunstschöpfung gehört?«

»O ja!«

»Sie erfreuen mich mit dieser Nachricht. Kannten Sie den Arbeiter aus England?«

»Er war nicht aus England.«

»Nicht aus England? Woher war er denn? Wissen Sie seinen Namen? und befindet er sich noch in Wien?«

»Allerdings. Er hat das Glück vor Ihnen zu stehen.«

»Wie, Sie! Sind Sie denn auch Poulearbeiter?«

»Ganz gewiß. Das bin ich eigentlich mehr als Kunsttischler! Die Poulearbeit habe ich am vorzüglichsten erlernt und durch diese verschaffte ich mir die Aufnahme in Meister Schindler's Hause.«

»Sie überraschen mich! Ja, Sie entzücken mich! Besitzen Sie noch die Zeichnung zu jener Chatouille?«

»Ich besitze nicht nur die Zeichnung, ich kann Ihnen auch eine ganz ähnliche schaffen. Ich mußte damals für meinen Meister zwei in derselben Größe anfertigen. Die erste für eine Dame, Frau von Blümlein, glaub' ich, heißt sie, die andere für meinen Meister zu einer beabsichtigten Industrieausstellung.«

»Und besitzt Ihr Meister diese Chatouille noch?«

»Ganz gewiß. Er hat sie in seinem Magazine aufgestellt, verkauft sie aber nicht.«

»Weshalb?«

»Aus Eitelkeit! Auch von dieser meiner Arbeit behauptet er, er habe sie gemacht, und zeigt sie, um seine Geschicklichkeit zu beweisen.«

»Wird er sie nicht gegen ein namhaftes Geldgeschenk auch nur auf wenige Stunden ausleihen?«

»Unter den gegenwärtigen Umständen gewiß nicht. Er würde wähnen, diese Chatouille möchte ebenfalls dazu dienen, mir das Meisterrecht zu verschaffen, und dazu wird Herr Schindler die Hand nicht bieten.«

»Aber ich muß die Chatouille haben! Nur für einen Vormittag. Dafür bezahle ich, was man fordert.«

»Es wird unmöglich sein. Ja, wenn Marie wollte; diese könnte die Chatouille senden. Sie kann jeden Augenblick in das Magazin ihres Vaters kommen, aber Marie wird nicht zu bewegen sein, etwas hinter dem Rücken des Vaters wegzunehmen.«

»Wenn es dazu dient, Ihnen Renommé zu schaffen? Wenn ich diese Chatouille nach Hofe bringe und darauf die Hoffnung gründe, Sie als Hoftischler oder als Hofpoulearbeiter auszeichnen zu lassen?«

»Ja dann! Aber Marie weiß, daß ihr Vater sich für den Schöpfer dieser Arbeit ausgibt.«

»Ich werde die Sache so einleiten, daß eine hohe Person diese Chatouille zu sehen wünschen wird. Da wird doch kein Anstand mehr erhoben werden?«

»Versuchen Sie es, Herr Graf, wenn aber der Alte hievon erfährt, so verläugnet er entweder den Besitz der Chatouille oder behauptet, er hätte sie längst verkauft.«

»Wir wollen sehen! — Wie steht es mit Ihren Aussichten?«

»Was meine Existenz betrifft, so habe ich die besten Aussichten, aber was Mariens Hand anbelangt, so bin ich weiter vom Ziele als je. Durch Baron Rothschild empfohlen, bin ich zum Magistrat berufen worden, um in einem Schranke eine wahrhaft künstlich verborgene Schublade zu entdecken, ihres Inhalts wegen. Alle ersten Meister Wiens bemühten sich bereits fruchtlos, keiner fand sie. Mir gelang es auf der Stelle. — Ich entdeckte die geheimnißvolle Feder und wie ein Pfeil flog das Schubfach heraus.«

»Was enthielt dasselbe?«

»Zu meinem Entsetzen, außer Papieren, die für den Magistrat von höchster Wichtigkeit sein mußten, denn sie wurden augenblicklich dem Präses des Criminalgerichts überbracht — enthielt sie auch Briefe von Meister Schindler. Dies erregte großes Erstaunen. Ein Magistratsrath bemerkte: »Nun weiß ich warum Schindler diese Schublade nicht öffnen konnte oder wollte; er stand mit einem der größten Verbrecher in Correspondenz!« Hierauf wispelte ein anderer Magistratsrath dem, der so eben gesprochen, einige Worte ins Ohr, Beide sahen mich bedenklich an, endlich wendete sich der Vicebürgermeister an mich und

sagte: Sie werden Ihrem Meister nicht Ein Wort sagen von dem, was Sie hier gehört und gesehen haben; sollten Sie ihm etwas hievon mittheilen, so können Sie nie Meister in Wien werden, und sollen mit Schimpf und Schande von Wien fortkommen. — Ich gelobte feierlich, meinem Meister nie etwas mitzutheilen, wozu ich auch keine Gelegenheit fände, weil mich mein Meister aus seinem Hause gestoßen und nie mehr von mir etwas wissen will.«

»Ist dies wahr?«

»So wahr ich vor Ihnen stehe, Herr Graf!«

»Und die Briefe, was enthielten sie?«

»Dies konnte ich nicht erfahren.«

»Wem gehörte der verdächtige Schrank?«

»Einem — Raubmörder.«

»Einem Raubmörder? Sie haben falsch gehört.«

»Gewiß, einem Raubmörder, und zwar demjenigen, welcher den Kaufmann Wagau meuchlerisch tödtete. Die Amtsdiener sprachen ungenirt davon.«

»Das wäre ja schrecklich für den alten Schindler!«

»Und schrecklich für Marie! Ich bin zwar überzeugt, daß dieser greise Mann, der wohl wunderlich, eigensinnig, geldstolz und geldgierig, aber grundehrlich ist, keine Gemeinschaft mit Spitzbuben hat.«

»Aber weshalb verbarg der Mörder diese Papiere in einem geheimen Fache? — Wären sie gleichgiltigen Inhalts, so hätte er sie gewiß nicht verschlossen.«

»Die arme Marie hat hievon keine Ahnung. Wüßte sie, daß ihr Vater mit einem Mörder correspondirte, so würde sie den Tod davon haben.«

»Ich will mich genau erkundigen, was jene Briefe enthalten. Bis dahin wollen wir Beide recht verschwiegen

sein und Niemand von dieser Correspondenz das Geringste erzählen. Morgen erwarte ich Sie wieder zu derselben Stunde bei mir. Bis morgen werde ich auch schon im Besitze der Chatouille sein. Auf Wiedersehen, lieber Georg!«

Georg empfahl sich dem Grafen.

* *
*

Wir überspringen in unserer Erzählung einige Tage, die, wollten wir die gleichgiltigen Dinge, die in dreimalvierundzwanzig Stunden vorfielen, mittheilen, unsern Roman nur langweilig machen müßten.

Wir vermeiden in demselben überhaupt alles Breite und Weitschweifige. Wir gehören nicht zu denjenigen Schriftstellern, welche bei Nebensachen sich aufhalten, etwa in drei Spalten beschreiben, wie der Schrank ausgesehen, den Meister Schindler nicht aufzusperren vermochte; wir vermeiden zu melden, was Marie für eine Schürze trug, welche Draperien in des Grafen Zimmer hingen, oder was die Schlucht für Erdarten in sich faßte, in welche Christoph geschleudert wurde. Derlei Beschreibungen halten die Handlung auf, ermüden den Leser und werden nur von Autoren eingeflochten, die Romane dürftig an Stoff und arm an Handlung liefern. Um Dinge anzuführen, welche nur dazu dienen, die gehörige Bogenzahl auszufüllen, haben wir zu viele Rücksicht für unsere Leser, und wollen ihnen nicht zumuthen, daß sie ganze Seiten überschlagen sollen.

Es werden unseren Romanen manche Vorzüge mangeln, es werden zehnfach bessere geschrieben, aber Eines werden sie besitzen, ob sie nun gut oder schlecht sind: Interesse, Spannung, Situationen und lebenswahre Charaktere;

diese Eigenschaften werden ihnen auch allenthalben nicht bestritten, und wir erfahren am besten mit welchem Antheile sie gelesen werden, wenn wir kleine »Fortsetzungen« liefern, oder etwa für einen oder zwei Tage mit den Mittheilungen aussetzen. Das Letztere wird besonders übel genommen; es muß aber zuweilen geschehen, da der schreibseligste Autor manchmal ruhen muß.

* *
*

Es waren also drei Tage vergangen und Jeannette saß noch im Schuldenarreste.

Wie sie selbst erzählte, so vermißte sie ihre Freiheit nur wenig. Sie hatte Geld, konnte sich manches Angenehme verschaffen, sah ihren Studenten alle Tage zweimal, gab ihren Mitgefangenen förmliche Kaffeh- und Theegesellschaften, und schäkerte und lachte den ganzen Tag.

Dem Doctor Reißer kam dieses Wohlbefinden einer Person, die er doch zu malträtiren beflissen war, höchst ärgerlich vor.

»Es ist zum Rasendwerden!« sagte er, »diese lebenslustige Blümlein macht durchaus keinen Versuch, ihre Freiheit wieder zu erlangen; sie nimmt auch die Alimente, die ich ihr bestimmte, nicht an; sie schreibt keine demüthigen Briefe an mich; sie macht keine »Anstalten« zu bezahlen, am Ende bleibt sie ein ganzes Jahr sitzen; das wäre doch eine verfluchte Geschichte! — Vergeben kann ich mir auch nichts, und kann ihr nicht selbst die Freiheit antragen! — Ich will sie besuchen, am Ende hat sie hübsche Kleider auf dem Leibe oder gar eine Uhr oder Ohrringe, diese Dinger pfände ich ihr dann und martere sie noch mit der Aussicht

auf einen nächstens zu eröffnenden Concurs. Nun warte, stolzes Vögelein, Du sollst gleich anders pfeifen!«

Doctor Reißer erschien im Schuldenarreste in der weiblichen Abtheilung.

Ein so berüchtigter Mann wurde von den übrigen Frauen mit dem Respecte aufgenommen, der ihm gebührte.

Eine Wirthin, die er ebenfalls einsperren ließ und von ihren sechs kleinen Kindern wegriß, nachdem er ihren Gatten schon früher hatte einsperren lassen, so daß die Kinder weder Vater noch Mutter mehr besaßen und aus Mitleid von Nachbarn verpflegt werden mußten; diese Wirthin kam ihm zuerst entgegen und sagte ihm Dinge, über welche ein Mühlstein hätte roth werden müssen, die aber diesen Ehrenmann nicht rührten.

Doctor Reißer hatte nur ein Ziel, Frau von Blümlein wollte er sehen, bis in das Mark verwunden und sich erquicken an ihren Qualen.

Er hatte Frau von Blümlein nie gesprochen; sie ihn auch nicht. Diese beiden an Gesinnung und Herzensadel, an Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit so verwandten Seelen kannten sich nicht. Wie beklagenswerth!

Jeannette saß gerade am Thee- und Kaffehtische und amüsirte ihre Gesellschaft, als der Menschenschinder eintrat.

Unter den armen Frauen, welche spitzbübischen Gläubigern zum Opfer fielen, war die vermeinte Blümlein eine Fürstin. Sie wurde vergöttert, sie erleichterte ja das Los ihrer Mitgefangenen, sie erquickte sie durch einen guten Tisch und vortrefflichen Thee und Kaffeh. Ob sie dies aus gutem Herzen oder um der Frau, die sie vorstellte, es hoch anrechnen zu können, that; ob sie sich oder

Frau von Blümlein glänzen lassen wollte, wissen wir nicht, aber sie glänzte als Brillant unter den Glasscherben des Proletariats im Polizeihause, und gefiel sich, die Hochherzige und Großmüthige zu spielen.

»Euer Gnaden,« sagte eine arme Schneiderswitwe zu Jeannette, welche wegen nicht bezahlten sieben Gulden und dreißig Kreuzer von einem Specereihändler in einer Vorstadt schon eilf Monate wie angewachsen auf einen Fleck gebannt wurde; »Euer Gnaden,« sagte die Schneidersfrau, »der Doctor Reißer, das berüchtigte Scheusal ist da, um mit Ihnen zu sprechen; Euer Gnaden werden doch diesem verhaßten Advocaten ein paar Worte sagen, daß er sein Leben daran genug hat.«

»Lassen Sie mich nur machen,« erwiederte Jeannette, die keinen geringen Groll gegen den Expensenritter im Herzen hatte, da er doch ohne eigentlichen Auftrag den Arrest vornehmen ließ und ihr dadurch keine geringe Verlegenheit bereitete, »lassen Sie mich nur machen,« wiederholte Jeannette, »Sie werden Ihre Freude haben, wie ich den Patron abfertigen werde!«

»Ei, da geht es ja kreuzfidel zu!« rief Reißer, als er näher trat. »Wenn man im Polizeihause so lebt, so lasse ich mich auch einsperren.«

»Ja, aber in eine andere Abtheilung!« sagte die Wirthin.

»Welche von Ihnen ist denn Frau von Blümlein?«

»Ich,« antwortete Jeannette. »Weshalb fragen Sie?«

»So? Ich soll nicht fragen? Bin ich nicht Doctor Reißer, der Advocat, der die Execution gegen Sie führte?«

»Was wünschen Sie hier?«

»Nachsehen, ob Sie nicht zahlen wollen!«

»Gott bewahre mich dafür!« antwortete Jeannette.

»Also werde ich Sie hier dünsten lassen, bis Sie braun werden.«

»Da mir hier nichts abgeht, werden Sie mich verbinden.«

»Abgehen soll Ihnen aber Alles, ich werde Ihnen Alles pfänden, jede Schale Kaffeh, jedes Kipfel, jeden Gugelhupf!«

»Und ich werde sagen: Tischlein, deck' dich, und was Sie mir hier rauben, wird in fünf Minuten wieder da stehen!«

»Da wäre ich begierig.«

»Wo ist die Feldwebelsgattin, die uns bedient?« fragte Jeannette.

»Hier.«

»Seien Sie so gefällig, Alles, was hier auf dem Tische sich befindet, in die Kanzlei des Herrn Doctor Reißer zu schaffen. Er ist hungrig, der edle Doctor und legt in seinem Magen unserem Kaffeh »die enge Sperre« an.

»Sie verhöhnen mich noch!« sagte Reißer und wurde blutroth.

»Sie verhöhnen alle Welt!« versetzte Jeannette. »Sie sind ein Advocat, dessen sich alle andern in Wien schämen. Nur mit Verachtung sprechen Ihre Collegen von Ihnen. Sie müssen sich meine Verhöhnung gefallen lassen.«

»Das soll Ihnen theuer zu stehen kommen.«

»Ich weiß es, in der Expensennote!«

»Sie kommen mir vor Jahr und Tag nicht aus diesen düstern Mauern.«

»Sie sind nur schrecklich, wenn Sie hier weilen.«

»Ich lasse den Concurs über Ihr Vermögen eröffnen.«

»Ueber mein Vermögen! Sie lächerlicher, gefoppter Advocat, das sind Sie nicht im Stande.«

»Nicht im Stande? Sie sollen es bald erfahren!«

»Blasen Sie sich nicht so auf! Sie werden ja ausgelacht! Welches Gewicht geben Sie sich denn, und wie lange kann denn Ihre Tyrannei dauern? So lange Ihre Partei nicht bezahlt ist, spielen Sie den Schrecklichen; ist aber diese bezahlt, so sind Sie eine ganz gewöhnliche Person, welche kein Mensch fürchtet und kein Mensch scheuet. Ihre Herrlichkeit kann in fünf Minuten zu Ende sein, wenn der eingeklagte Wechsel berichtigt wird.«

»Und meine Expensen!«

»Das versteht sich, der Expensen wegen sind Sie ja eben so unverschämt! Doch Sie calculiren schlecht! Es liegt keine Klugheit in Ihrem Benehmen. Sie vergessen, daß der Unbedeutendste sich zu rächen vermag, und ich räche mich an Ihnen, das schwör' ich.«

»So? Wie denn?«

»Das wird meine Sache sein! Was ereifere ich mich gegen Sie! Ich kann Sie ja mit einem Worte verblüffen, daß Sie nicht mehr zu sich kommen.«

»Lassen Sie hören!«

»Wessen Gefangene bin ich eigentlich hier?«

»Das steht auf dem gerichtlichen Act, der Ihnen zugestellt wurde, deutlich zu lesen.«

»O ja, der Name eines Menschen, der nur figurirte für die eigentliche Gläubigerin, diese aber ist Jeannette, die Kammerjungfer der Frau von Blümlein — und diese Kammerjungfer bin ich!«

»Was sagen Sie?«

»Ja, ja, Frau von Blümlein ist nach Ungarn entflohen, ich habe ihre Flucht gedeckt, und Ihr Sollicitator hat mich für Frau von Blümlein hierher gebracht.«

»Abgeschmackter Spaß! Beweise.«

»Sie kennen ja meine Schrift. Ich habe Ihnen, da Sie mich vertraten, zahllose Briefe geschrieben.«

Jeannette schrieb schnell einige Zeilen auf ein Blatt Papier.

»Ist dies Jeannettens Schrift?« fragte sie. »Sie werden ausgelacht, edler Rechtsfreund!« fuhr Jeannette fort, »ausgelacht in der ganzen Stadt.«

Alle Frauen, die Zeuge dieser Scene waren, lachten laut.

»Höll' und Teufel!« rief Reißer, »wenn Sie Jeannette sind, so sind Sie ja frei!«

»Allerdings! Heute, nach dem dritten Tage bin ich es auch! für so lange habe ich mich bereit erklärt, den Arrest zu dulden! Heute, nach dem dritten Tage ist auch Frau von Blümlein geborgen.«

»Aber Sie selbst wollten ja, daß Frau von Blümlein eingesperrt werde?«

»Dies ist nicht wahr! Hierzu hatten Sie von mir keinen Auftrag! Sie benützten nur einen bereits erwirkten Arrest, um drei Wucherer zu verpflichten, die auf eine andere Art Frau von Blümlein nicht verfolgen konnten. Ueber diese Ihre Eigenmächtigkeit werde ich bei dem hohen Appellationsgericht eine Eingabe machen, dann soll mir dieses Geschichtchen auf's Theater gebracht werden und ganz Wien soll darüber lachen.«

»Verflucht!« rief Reißer. »Das Letztere ging mir noch

ab! Ich erinnere mich, daß Gewey im »seltenen Prozesse« einen Collegen von mir an den Pranger stellte, es war schrecklich! Der Collega wurde so beschämt, daß er seine Advocatie niederlegen mußte.«

»Seien Sie ein Mensch und kein reißendes Thier; seien Sie kein Auswürfling unter den wackern Männern Ihres Standes, dann haben Sie auch keine Beschämung zu erwarten!«

Reißer schlich sich davon, als wenn er von der hohen Appellation eine Zurechtweisung erhalten.

Ein neues Gelächter der versammelten Frauen begleitete ihn.

Zwölftes Capitel.

Eine Jüdin oder keine?

Im zweiten Capitel des ersten Bandes unserer Mittheilungen schilderten wir unter der Aufschrift: »Vielleicht eine Abenteuerin« eine Dame, welche im Jahre 1833 in Wien lebte. — Sie gab sehr viel Geld aus, sie fiel durch ihre gewählten Soiréen auf und es hieß, sie sei eine reiche Jüdin aus Frankfurt am Main. Unter dem Namen Theolinde Süßmann versammelte sie ein großes Heer von Anbetern um sich, ihre Bildung, ihre reichen Kenntnisse, ihre Gewandtheit in allen Sprachen, welche Personen der höheren Gesellschaft mit Geist und Feinheit sprechen, zu conversiren, ihre musikalische Virtuosität erwarben ihr eine Unzahl von Bewunderern.

Im Hause des Baron Salomon Rothschild erschien täglich ein junger Frankfurter, der Sohn eines Banquiers

aus der berühmten Handelsstadt. Sein Name war Heinrich Herzer. Auch er lernte Fräulein Süßmann nicht ohne viele Bemühungen kennen, bestritt aber dann noch mehr als früher, wo er sie nur flüchtig gesehen, daß sie eine Frankfurterin und eine Jüdin sei.

Wie die Leser sich noch erinnern werden, gelobte er seinen Freunden, genau zu wissen, wer Wien unter dem Namen Theolinde Süßmann mystificire, und dem jungen Manne gelang dies vollkommen.

Aber sein Scharfsinn brachte dies nicht heraus, wohl aber sein Geiz.

Wir müssen den Leser vor Allem unterrichten, daß noch nie ein schmutzigerer Banquier aus Frankfurt in Wien verweilte, und daß er über seine ekelhafte Filzigkeit von dem generösen Baron Salomon Rothschild die bittersten Vorwürfe anhören mußte.

»Wie, mein Herr,« sagte Baron Salomon zu ihm, »Ihr Haus gebietet über Millionen, Ihr Credit ist in ganz Europa anerkannt, und Sie schämen sich nicht zu knausern wie ein Betteljunge? . . . Was wird Ihr braver Vater zu Ihrem gemeinen Geiz sagen, was die Welt von Ihrem Charakter halten? Ich höre, daß, wenn Sie nicht bei mir oder bei einem Freunde, an den Sie empfohlen, sondern im Hôtel speisen, daß Sie Ihr Couvert nicht höher als mit vier Zwanziger bezahlen; daß Sie den Garçon ersuchen, er möge Ihnen den Rest für das nächste Diner zurechtsetzen; ich höre ferner, daß Sie weder im Gasthofe noch in den Häusern, in welche Sie geladen werden, die Dienerschaft beschenken, daß Sie, der Mann von Millionen, in den Theatern die letzten Plätze besuchen, und nie, weder in einer Loge, noch auf einem Sperrsitze gesehen

wurden. — Junger Mann, Sie schänden ja durch diesen Geiz Ihr rühmlich bekanntes Haus, besudeln durch Ihr schofles Benehmen Ihre glänzende Firma; ich halte es daher für geboten, Ihr Betragen Ihrem Vater zu melden, damit er Sie zurückberufe und der Name Heinrich Herzer nicht zum Gespötte der Wiener diene.«

Heinrich Herzer hörte Baron Salomon Rothschild ruhig und ohne zu erröthen an.

»Herr Baron,« sagte er, »auf Ehre! Ihre Strafpredigt kommt mir ganz originell vor. Sonst lesen die Freunde der Väter den Söhnen der letzteren nur dann den Text, wenn sie Verschwender sind; bei Ihnen ist es gerade umgekehrt. . . . Nie hätte ich erwartet, daß Sie mich über meine Oeconomie zurechtweisen würden.«

»Ihre Oeconomie! nennen Sie das doch nicht Oeconomie, was Filzigkeit ist! Ich will nicht, daß Sie Ihr Geld zum Fenster hinauswerfen sollen, aber lassen Sie Ihr Geld nicht auch die einzige Lust Ihres Lebens sein. — Ihr Vater weist Ihnen jährlich fünfzigtausend Gulden an, und Sie geben nicht tausend aus! Würde Ihr Vater wünschen, daß Sie ein Knicker sein sollen, so würde er Ihnen monatlich dreißig bis vierzig Gulden bestimmen, er würde Sie zu Hause behalten und nicht Ihnen eingeflößt haben, daß Sie wie der Sohn eines der ersten Millionärs der Welt leben sollen. — Endlich geben Sie nie einem Armen einen Heller! Pfui! schämen Sie sich, und wenn Sie mich lieb haben, so reisen Sie ab, denn ein so knauseriger Millionär paßt nicht in eine Residenz!«

Mit einer Unverschämtheit, die nur dem eingefleischten Schund zur andern Natur geworden, entgegnete Heinrich Herzer:

»Ich bitte Sie, Herr Baron, machen Sie mir doch keine so argen Vorwürfe! Muß ich doch hereinbringen, was mein Vater zu viel hat ausgegeben; muß ich doch den Armen nichts schenken, weil diesen mein Vater zu viel geschenkt hat; muß ich doch darum ein kleines Haus machen, weil mein Vater ein zu großes gemacht hat; Geld und wieder Geld muß ich sammeln; meinem Vater muß ich mit einem guten Beispiele vorangehen und ihm zeigen, wie man wirthschaften soll, wenn man reich geworden, daß man auch reich bleibe, so lange man lebt. — Was gilt es, Herr Baron, wenn ich zu meiner Familie nach Frankfurt zurückkehre, so setzt man meinen Vater ab . . . und ich werde . . . mein Vater!«

Der Baron wollte den filzigen, herzlosen Jungen keiner Antwort mehr würdigen, aber dieser ließ nicht nach und fuhr fort:

»Und bringt mir meine Oeconomie nicht den größten Nutzen? Abgesehen daß ich mir von den Zuflüssen meines Hauses in fünf Jahren mehr als zweimalhunderttausend Gulden zurückgelegt und damit so glücklich gewirthschaftet habe, daß ich eine halbe Million mit nach Hause bringe, so habe ich mir für zwei Millionen Menschenkenntniß erworben. — Dem Geizigen sagt man Alles, dem Freigebigen nichts. — Zu mir haben die Leute Vertrauen, sie lassen mich in die tiefste Spalte ihres Herzens sehen, warum? Weil ich ruhig und verschlossen bin, weil ich spiele den Unglücklichen, dem ein tiefer Gram das Herz zerfleischt. Der Freigebige erscheint aber als ein Leichtsinniger, diesem vertraut man nichts; man bettelt ihn höchstens an, das ist Alles!«

»Ei,« antwortete der Baron, »Sie rächen sich ja al-

lerliebst für die Reprochen, die ich Ihnen machte! Sie glauben also, ich wäre leichtsinnig, weil ich Dürftige nicht im Elend lasse? Doch Sie belehren zu wollen, wäre nutzlose Mühe. Indessen sagen Sie mir, welchen Nutzen hat Ihnen außer dem Geldnutzen Ihre Filzigkeit denn schon gebracht?«

»Zahllosen. Ich muß Ihnen nur gestehen, man hält mich für einen Wucherer.«

Der Baron lachte und erwiederte: »Ein großes Compliment!«

»Einen Wucherer will man aber mit der Aussicht auf Gewinn ködern. Mich wollte Theolinde Süßmann ködern! Herr Baron, die schöne, feine Theolinde wollte mich ködern! Fassen Sie dies, Herr Baron?«

»Wahrscheinlich will sie Sie zum Gatten haben!«

»Wie wäre dies möglich! Ist sie doch eine Christin!«

»Eine Christin?«

»Auf Ehre! . . . Aber sie gibt sich für eine Jüdin aus.«

»Das ist neu!«

»Wie heißt neu? Ich sag Ihnen, es ist alt! Auf dem Theater können Sie dies hundertmal sehen, daß sich Christinnen für Jüdinnen ausgeben, und das Publicum glaubt es, daß sie Jüdinnen sind; warum soll dies im Leben nicht auch vorkommen? Die Theater-Jüdinnen täuschen die Christen, hier ist einmal eine Christin, welche die Juden täuscht. Theolinde und ein Mann, der mit ihr im Bunde und ebenfalls ein Christ ist, treiben dies Manöver. Das ist ein Herr Hirschmeyer, ebenfalls ein Christ, der den Juden spielt, um für sich und seine Genossin die Juden zu gewinnen.«

»Ich sehe nicht ein, wozu das führen könnte!«

»Herr Baron, Sie werden doch bemerkt haben, daß der Jude für nichts mehr in der Welt Sympathie hat, als wieder für den Juden. . . . Wenn ein Jude dem andern helfen kann, so thut er es gewiß mit Freuden. In diesem Punkte könnten die Christen von uns lernen, aber diese leben vom Auseinanderhalten, während wir vom Zusammenhalten leben! — Wenn ein Christ seinem Nebenmenschen etwas zu Leide thun kann, ist er gleich dabei! Wenn er ihn kann verkleinern, verschwärzen, an seinem Erwerb schmälern, ist es dem Christen eine Lust. Daher begreife ich nicht, weshalb die Christen uns Juden für ihre Feinde halten, wozu brauchen wir ihre Feinde zu sein, da sie sich selbst Feind sind?«

»Weiter, weiter, kommen Sie zur Sache.«

»Also die vermeinte Jüdin wollte mich födern. »Herr von Herzer,« sagte sie, »wenn Sie wollen hundert Procent gewinnen, so halten Sie zu mir!«

»Wie heißt: Halten Sie zu mir?« fragte ich. »Ich halte zu Ihnen . . . was habe ich davon?«

»Hören Sie,« fuhr sie fort, »ich decouvrire mich Ihnen ganz.«

»Decouvriren Sie sich!« versetzte ich.

»Herr von Herzer,« hub sie von Neuem an, »kennen Sie einen gewissen Hirschmeyer?«

»Hirschmeyer?« sagte ich. »Ich werde ihn indeß kennen, bis ich weiß, was Sie mit ihm wollen, dann kenn' ich ihn wieder nicht!«

»Dieser Hirschmeyer ist plötzlich verloren gegangen.«

»Lassen Sie ihn ausläuten, wie in Frankfurt die Pintscher.«

»Ach,« meinte sie, »man darf kein Aufhebens von ihm machen, sonst fahndet auf ihn die Polizei.«

»Wieso die Polizei?«

»Er ist anrüchig.«

»Gottes Wunder!«

»Er ist ein Schwärzer, wie es noch keinen gegeben. Er ist aber ein Schwärzer von großem Talent, ein Schwärzer von Genie. Wollen Sie, daß er einen Felsen aus der Brühl schwärzen soll, er schwärzt ihn bei der Matzleinsdorfer-Linie herein und bringt Ihnen den Felsen in Ihr Schreibzimmer.«

»Was thu' ich damit?«

»Er schwärzt Alles: Spitzen, Shawls, Uhren, Schmuck, Lyoner Seide, Pariser Tücher, englische Pferde hat er sogar geschwärzt. . . . Was er geschwärzt, hab' ich in Wien verkauft. Hundert Procent haben wir gewonnen! Nun ist's aus! Hirschmeyer hat sich selbst geschwärzt. Und mein Vermögen ist mit ihm davon. Ich bin unglücklich.«

»Was geht das mich an!«

»Ich habe noch einen solchen Patron wie diesen Hirschmeyer,« sagte Theolinde. »Eben so geschickt, so verschmitzt, so gewandt, so verwegen. . . . Ich muß wieder zu meinem Gelde kommen. Ich schicke ihn nach Brüssel. Ich lasse mir um zehntausend Gulden Spitzen bringen. Der Gewinn ist enorm.«

»Wenn Sie aber keine zehntausend Gulden haben?«

»So haben Sie zehntausend Gulden.«

»Ich? Wie heißt: ich habe sie!«

»Sie müssen zehntausend Gulden an meine Speculation setzen, den Gewinn theilen wir.«

»Und das Capital?«

»Das lassen Sie in der Speculation, in vier Wochen werden wir ostindische Shawls aus London beziehen.«

»Und wenn man den Schwärzer erwischt, und wenn er dann auf uns aussagt?«

»Man wird ihn nicht erwischen!«

»Man wird ihn ja erwischen! Lassen Sie mich aus mit einer Speculation, bei welcher der Kopf wackelt.«

»Wenn man meinen neuen Schwärzer erwischt, so wird er uns nicht verrathen. Ich bin seiner gewiß!«

»Ist er auch ein Jude?«

»Nein!«

»Dann wird er nicht mit Ihnen halten.«

»Für ihn werde ich eine Christin sein.«

»Aufrichtig gesagt: Sie sind auch eine.«

»Nein!«

»Sie wollen, daß ich Ihnen vertraue und sind falsch? Sie sind auch nicht aus Frankfurt . . . Verstellen Sie sich nicht länger. Was liegt mir daran, ob Sie Christin oder Jüdin sind. Leute, die vom unerlaubten Gewinn leben, sind alle von Einer Confession.«

»Ja! Ich bin eine Christin,« versetzte Theolinde, »aber daß ich für eine Jüdin mich ausgebe, hat mir zahllose Vortheile gebracht. Die jüdischen Frauen haben mir meine Waaren abgenommen, die jüdischen Herren mir die Cour gemacht. Da haben Sie mein Glaubensbekenntniß, aber nun theilen auch Sie mir das Ihrige mit.«

»Ich glaube gar nichts. Ich glaube nicht, daß zehntausend Gulden in der Hand eines Schwärzers sicher sind; ich glaube nicht, daß der glücklichste Schwärzer immer gut durchkommt. Endlich glaube ich weder, daß Sie eine Christin, noch daß Sie eine Jüdin sind; Sie haben gar

keine Religion! . . . Nur Eines dürfen Sie mir glauben, daß ich Sie über das, was Sie mir vertraut, nicht angebe, ich werde Sie nicht unglücklich machen . . .«

»Während ich dies sprach, trat der Bediente des Fräuleins Theolinde Süßmann herein und meldete zwei Herren; es traten aber sechs Herren herein und verhafteten Fräulein Süßmann. Mich hätten sie auch mitgenommen, wenn ich nicht gesagt: Accreditirt im Hause Rothschild!«

Der Baron fuhr auf:

»Ei, zum Geier! Wie komme ich dazu, hier genannt zu werden?«

»Es war mein Glück, daß ich es that, man ließ mich augenblicklich fort. Sie, Herr Baron, werden schon für mich einstehen und meiner Ungefährlichkeit das Wort reden.«

»Sie werden verdächtig sein, weil Sie schmutzig sind.«

Während noch Baron Rothschild mit dem jungen Banquier über die vermeinte Jüdin Theolinde Süßmann sprach und der Baron seinem Aerger Luft machte, daß sein Name in einer so verdächtigen Geschichte genannt werde, ließ sich ein Commissär aus der »Contraband-Examinatur« melden.

Der Baron ließ ihn bitten einzutreten.

Der Commissär ersuchte den Baron um eine Unterredung unter vier Augen.

Heinrich Herzer entfernte sich.

»Ich komme,« sagte der Commissär, »Sie, Herr Baron, um einige Auskünfte über einen Herrn aus Frankfurt, welcher Ihrem Hause empfohlen ist, zu ersuchen. Sein Name ist Heinrich Herzer.«

»Ich werde Ihnen jede Auskunft, die Sie wünschen, bereitwilligst geben,« versetzte der Baron.

»Herr Heinrich Herzer,« fuhr der Commissär fort, »ist in einer abscheulichen Schmugglergeschichte compromittirt.«

»Compromittirt?« fragte der Baron. »Inwieferne compromittirt? Herr Heinrich Herzer ist kein Schmuggler.«

»Man kann nicht wissen.«

»So viel mir bekannt, ist Herr Herzer ein unbescholtener Mann.«

»Er wurde in dem Hause eines Fräulein Süßmann getroffen. Dies hätte zufällig geschehen können, allein diese Süßmann sagt gegen Heinrich Herzer aus. Sie behauptet, er habe zu dem Ankauf von Contrabandwaaren die Vorschüsse geleistet, und sie, nämlich Fräulein Süßmann, sei nur ein Werkzeug in der Hand des Herrn Herzer gewesen.«

»Diese Mamsell Süßmann ist eine unverschämte Lügnerin,« fuhr der Baron auf.

»Woher wissen Sie dies, Herr Baron?«

»Ganz sicher weiß ich es, weil ich sowohl Nathan Herzer, den Vater, als Heinrich Herzer, den Sohn, genau kenne, weil ihre Rechtlichkeit mir längst schätzbar ist, und weil endlich Vater und Sohn ein so ungeheueres Vermögen besitzen, daß sie beide nicht nöthig haben, dasselbe auf eine unrechtmäßige Weise vermehren zu wollen.«

»Das mag sein,« erwiederte der Commissär, »der Vater ist auch nicht verdächtig, aber der Sohn; der Sohn, Herr Heinrich, soll ein so abscheuliches Subject, zusammengesetzt aus Geiz und Schmutz sein, daß ihm jede un-

redliche Handlung, wenn sie nur Geld einbringt, vollkommen ähnlich sieht.«

»Diesem muß ich widersprechen,« eiferte der Baron. »Man kann das Geld lieben, ohne deshalb welches zu stehlen, man kann ein Geizhals sein, ohne deshalb ein Spitzbube werden zu wollen. Genügt Ihnen, Herr Commissär, meine Bürgschaft für Heinrich Herzer?«

»Allerdings.«

»Ich bürge für ihn, daß er ein vollkommen rechtlicher Mann ist, der gegen kein Gesetz der Welt, am wenigsten aber gegen die weisen Gesetze in Oesterreich verstoßen wird, möchten diese nun in Bezug auf den Schleichhandel oder auch in anderen Beziehungen gegeben worden sein. — Die Abenteuerin Süßmann wird am Ende selbst ihre nichtswürdigen Lügen zurücknehmen und der betreffende Untersuchungsrichter wird sich hiervon wohl bald Ueberzeugung verschaffen.«

»Bis dies geschehen, Herr Baron, hat Herr Heinrich Herzer in Wien zu bleiben und Sie bürgen wohl auch dafür, daß er sich von hier nicht entferne?«

»Ganz gewiß. Er selbst wird auf Genugthuung dringen, wenn er erfährt, daß er verdächtig geworden. Ich will ihn sogleich rufen lassen. Er ging so eben von mir; Heinrich Herzer war nämlich der junge Mann, den Sie bei mir sahen. Er erzählte mir kurz vor Ihrem Besuche, daß Theolinde Süßmann ihn um zehntausend Gulden Vorschuß zu einem Schwärzergeschäfte angesprochen hatte, weil ihr Compagnon, ein Herr Hirschmeyer, von Wien entwichen.«

»Ganz recht, dieser Hirschmeyer wird steckbrieflich verfolgt. — Er steht nicht nur an der Spitze einer weit verzweigten Schleichhändlerbande, sondern wird auch als ein

Mörder oder wenigstens als der Anstifter eines Mordes bezeichnet. Zum Glücke ist man dem Verbrecher auf der Spur.«

»Soll ich Heinrich Herzer rufen?«

»O nein, er wird schon von uns vorgeladen werden.«

»Ich auch?«

»Dies ist nicht geboten. Männer Ihres Ranges, Ihrer Stellung, Ihres Einflusses, Ihrer Gesinnung vernimmt man auf anderem Wege. Was Sie mir gesagt, genügt. Baron Salomon Rothschild steht zu geachtet da, als daß man ihn als Zeuge in Schmugglerangelegenheiten einem »Verhöre« unterziehen sollte! Ich empfehle mich Ihnen, Herr Baron.«

Der Commissär ging.

»Der verwünschte Geiz, die in der Stadt bekannte Filzigkeit dieses jungen Mannes bringt ihn nun in diese Collision!« sagte der Baron für sich. — »Aber wie diese fatale Geschichte zu Ende, soll er mir fort. Seine infame Knauserei soll er zu Hause ausüben; dort, wo man den Namen Rothschild nennt, soll kein abscheulicher Filz mitgenannt werden.«

Der Baron wollte in sein Comptoir, um Heinrich Herzer noch zu treffen und ihm mitzutheilen, in welches Unglück ihn sein Geiz gestürzt habe, da ließ sich der alte Schindler anmelden und polterte auch alsogleich zur Thüre herein.

»Ich komme nur mich zu bedanken,« schnaubte Schindler, »für die Güte, welche Sie für mich gehabt haben, Herr Baron! Nicht nur daß Sie Ihre Plane so fein anlegten, daß Georg meine Werkstatt verlassen mußte, so haben Sie ihm auch Gelegenheit gegeben, sich vor dem Ma-

gistrate der Haupt- und Residenzstadt Wien auszuzeichnen, ja sich sogar Verdienste zu sammeln. In Folge Ihrer Fürsprache, Herr Baron, ist Georg bereits Bürger und Meister geworden, und wie ich soeben gehört habe, hat er auch schon den Bürgereid abgelegt! — Gott segne Sie, Herr Baron, für den Schlag, den Sie mir dadurch versetzt haben! Dieser Georg wird nun nichts Dringenderes zu thun haben, als mir meine Kundschaften abzufischen! Aber es sei ihm Gott gnädig! So grau ich bin, und so ehrenvoll ich ergraute, ich werde zum Banditen an diesem Undankbaren! Mein langes scharfes Hohleisen jage ich ihm mitten durch's Herz, das gelob' ich, so wahr ich ein rechtschaffener Mann bin!«

»Rechtschaffen und ein Mörder!« rief der Baron aus. »Was machen Sie mir überhaupt für ungereimte Vorwürfe! — Ist Georg Bürger und Meister, so dankt er dies nicht mir, sondern nur seiner Geschicklichkeit! — Das Mittel wird über Georg urtheilen, sagte mir der Bürgermeister, als ich für Georg ein freundliches Wort sprach; nun, das Mittel hat entschieden und der Magistrat war nicht dagegen.«

»Ja, weil das ganze Mittel von der Protection des Baron Rothschild gehört hat!« erwiederte Schindler. »Meine Einsprache hat man ja gar nicht angenommen, man hat mich nicht einmal angehört.«

»Natürlich, weil Haß und Leidenschaft aus Ihnen sprachen.«

»Mir haben Sie, Herr Baron, mir hat das Mittel, mir hat Georg wehe gethan! — Doch das macht nichts. Meine Tochter bekommt Georg doch nicht, und

wenn sich alle Barone der Welt und alle Mittel dazu ins Mittel legten!«

»Das mögen Sie halten wie Sie wollen. Sie sind Vater und Herr über ihr Kind!«

»Und noch eines bekommt Georg auch nicht!« setzte Schindler bei; »die prächtigen Holzvorräthe des Holzhändlers Schleifer in der Roßau bekommt er nicht! Das herrliche Mahagony, das Ebenholz, die wundervollen Palissander-, Eschen-, Nußbaum- und Kirschbaumhölzer, die er auf Credit kaufen wollte, kriegt er nicht; ich habe den Holzhändler Schleifer bewogen, daß er dem Georg den Credit versage, nun mag sich jetzt der neue Tischlermeister beim »Berchtoldsgadner« seine Vorräthe bestellen.«

»Ich weiß es,« erwiederte der Baron, »Georg hat es mir mit Thränen in den Augen geklagt, wie feindlich Sie gegen ihn verfuhren und sogar seinen ehrlichen Namen verdächtigten; aber so leid es mir thut, so muß ich Ihren Unmuth gegen mich dennoch steigern und Ihnen geradezu sagen, daß ich auch hier wieder geholfen; ich habe nämlich Georg für zehn Jahre sechstausend Gulden ohne Interessen vorgeschossen; in zehn Jahren, meine ich, wird Georg doch bei seiner seltenen Geschicklichkeit sechstausend Gulden zurückbezahlen können.«

»Mich trifft der Schlag! Dieses Geld haben der Herr Baron dem Georg gegeben ohne irgend eine Bürgschaft?«

»Ohne Bürgschaft von irgend Jemand, blos auf Georgs ehrliches Gesicht und redlichen Charakter. Ein simpler Schuldschein ist alles, was ich forderte!«

»Und ich! und ich! Wann ich Geld brauchen sollte, was bekäme dann ich von Ihnen?«

»Was Sie wünschen! Geld so viel Sie wollen.«

»Ich glaube es, bei den schuldenfreien Häusern, die ich besitze, und bei den enormen Holzvorräthen, die ich aufgespeichert habe, wäre dies auch leicht! — Aber ich brauche nichts, Herr Baron, Gott sei Dank! Ich brauche nichts! — So wie der »Billionär« Baron Rothschild auf der weiten Gottes Erde keinen Menschen braucht, so braucht auch der reiche Tischlermeister Schindler keinen Menschen, der ihm Geld geben soll. Ich bin auch ein Rothschild in meiner Sphäre, verstanden, Herr Baron, und nun nichts für ungut, wenn ich mir von heute nichts mehr aus Ihnen mache! Leben Sie wohl, Herr Baron! Auf »Nichtmehr Wiedersehen!«

Schindler wollte zur Thüre hinaus.

»Halt!« rief der Baron, »so wollen wir nicht scheiden! — Ich lasse Niemanden von mir mit Groll im Herzen, Sie, Meister, am wenigsten. — Sie sagen: auf »Nimmerwiedersehen!« Ich erwiedere Ihnen: auf »baldiges, frohes Wiedersehen!« Sie versicherten neulich wiederholt, Georg bekomme Ihre Tochter nicht? ich versichere Sie, er bekommt sie! — Sie wissen nicht was ich weiß und wovon Sie keine Ahnung haben! Ja, sehen Sie mich an, als ob Sie an meinem Verstande zweifelten, was ich Ihnen jetzt sage, ist die Wahrheit: Marie wird dennoch Georgs Frau!«

Schindler lachte laut auf.

»Lachen Sie; ich werde auch lachen, aber nicht so unartig wie Sie; es ist meine Weise nicht. Ich werde lachen, wenn Sie Georg, ich will nicht sagen, recht dringend ersuchen, aber doch es ihm ans Herz legen werden, Ihre Tochter zur Frau zu nehmen.«

»Herr Baron,« fuhr Schindler auf, »Millionärs wie

Sie, treiben oft Späße, daß einem die Haare zu Berge steigen, und man muß sich noch eine Gnade daraus machen, aber ich mache mir aus diesem Spaß keine Gnade, ja ich verbitte mir ihn. Und nun rufen Sie mich nicht mehr zurück, wenn ich sage, wir haben ausgeredet, ausgeredet für's ganze Leben! Noch einmal, nichts für ungut, Herr Baron!«

Mit diesen Worten flog Schindler wie ein Pfeil zur Thüre hinaus.

Der Baron lachte und sprach für sich: »Wenn Du eine Ahnung hättest, guter Alter, was dir bevorsteht, du würdest schon jetzt deine Tochter dem verhaßten Georg zuführen! Du wirst dich wundern, Schindler, was für ein Donnerwetter sich über dein Haupt zusammenzieht, dessen einziger Blitzableiter nur Georg sein kann.«

Dreizehntes Capitel.

Eine Vorladung.

Als Schindler in sein Haus trat, kam ihm Marie entgegen.

»Vater,« sprach sie, »hier ist eine Vorladung zum Criminalgericht. Sie sollen unausbleiblich erscheinen. Der Amtsdiener machte die Sache sehr dringend. Er behauptet, er hätte Ihnen schon gestern eine solche Vorladung zugestellt und sie seien nicht erschienen. Er setzte hinzu, wenn Sie wieder nicht dem Befehle des Gerichts folgten, so würden Sie durch die Wache abgeholt.«

»Was?« tobte Schindler, »einen Bürger, einen Haus-

herrn von so vielen Häusern will man durch die Wache holen lassen? Das wäre schön!«

»Aber weshalb gehen Sie nicht hin?«

»Weil ich auf die Vorladung vergessen habe und weil ich ganz andere Dinge im Kopfe trage, als dort verhandelt werden. Ich weiß überhaupt nicht was man von mir will! Ich habe nichts gestohlen, und mir ist auch nichts gestohlen worden. Und hat irgend ein Tischlergeselle etwas angestellt, so sollen sie den Vorsteher rufen lassen, der gibt Auskunft, der ist zum Auskunftgeben da!«

Schindler erbrach die Vorladung.

Er las:

»Derselbe hat als Zeuge am 17. d. M. Nachmittags unausbleiblich zu erscheinen.«

»Als Zeuge!« murrte Schindler, »als Zeuge! Was für ein Zeuge soll ich denn sein! Ich kann nichts bezeugen, weil ich nichts weiß, ich habe nichts gesehen, nichts gehört, war bei keinem Exceß, bei keiner Rauferei, bei keinem Morde, keinem Diebstahl, keinem Duell! Ich kenne überhaupt gar keinen schlechten Kerl in ganz Wien! Was will also das Criminalgericht von mir!«

»Denken Sie nach, lieber Vater, vielleicht fällt Ihnen doch etwas ein! Sie waren neulich beim »Hirschen« im Gasthause. Vielleicht ist dort etwas vorgefallen, oder vor Kurzem im Neulerchenfeld oder in Ottakring.«

»Nichts! nichts! Im »Hirschen« ging es sehr ordentlich zu, ich erinnere mich an nichts, als daß der »Klampferer« hinausgeworfen wurde, weil er so arg betrunken war. Doch wollte man in Wien, wenn einer in einem Wirthshause hinausgeworfen wird, immer alle Zeugen zum Criminalgericht citiren, so wäre dies ein Gedränge bei dem

Gerichtshause wie in einem Freitheater. — Und im Neulerchenfelde und in Ottakring? — Da warst Du ja dabei! Da ist nichts geschehen, als daß dein ehrwürdiger Vater deinetwegen von drei fremden Männern ist abscheulich behandelt worden; man sollte also Dich, die Veranlasserin, nicht mich, den gutmüthigen Dulder der Beleidigungen, vorrufen. — Apropos, da fährt es mir just wieder durch den Sinn! — Die Kränkungen und Beschämungen, die Blamagen und Neckereien wegen Dir und Georg hören noch immer nicht auf! — Wenn ich nur wüßte, was denn den Baron Rothschild deine Herzensangelegenheiten angehen, was er denn ewig und ewig immer mit Dir und Georg will! — Soeben komme ich wieder von ihm! Abermals der alte Tanz! Immer wieder Du und Er! — Meiner Seel', ich bin schon recht grob geworden mit dem Baron, weil er mir gar keine Ruhe läßt! — — Und weißt Du was er gesagt hat? — Er hat gesagt: Ich würde Georg noch ordentlich bitten müssen, daß er Dich zum Weibe nimmt! Ich, der reiche Tischlermeister, den — den — den —! — Glaubst Du, daß ich je den Georg bitten werde, daß er Dich nimmt?«

»Das glaub' ich nicht, Vater; das würde nie geschehen, und ich würde Georg von mir weisen, wenn ich seinen Besitz einer Demüthigung meines Vaters verdanken müßte.«

»Und wenn die ganze Welt »aus dem Leim« gehen müßte, so würde ich mich zu einer solchen Beschimpfung nicht verstehen! Er soll mir kommen dieser Georg! Ja, wenn ihn der Baron Rothschild an Kindesstatt annimmt und ihm auf der Stelle einen Mantel aus Tausendguldennoten machen und inwendig mit lauter Rothschild'schen Lo=

sen füttern läßt; wenn er ihm an jedes Haar einen Ducaten hängen läßt, — Dich bekommt Georg nicht, so lange meine Augen offen stehen!«

»O, denken Sie doch, lieber Vater, nicht ans Sterben! — Ehe ich eine solche Redensart auch nur hören soll, will ich lieber nie heiraten! Was wäre auch das für eine Heirat, wenn mich Ihr Segen nicht beglückte! Nein, nein, lieber Vater, ich sehe ein, es ist am besten, ich bleibe ledig! Ich bleibe bei Ihnen, dann sollen Ihre Augen offen bleiben, bis die meinigen sich schließen.«

»Du bist und bleibst doch meine gute Marie,« sprach Schindler; »komm her, Du braves Kind, und laß Dich an mein Herz drücken! Ich habe es Dir schon einmal gesagt, als alte Jungfer wirst Du nicht sterben; ich verschaffe Dir schon einen braven Mann, heißt er auch nicht »Georgi« so kann er doch »Michaëli« heißen.«

Schindler drückte Marie an sein Herz und dabei glänzten ihm Freudenthränen in den Augen.

Marie weinte mit, denn sie liebte ihren Vater innig und mit ungeheuchelter Ehrfurcht.

Vater und Tochter hielten sich aber nur kurze Zeit in den Armen.

Die Thür ging rasch auf und herein trat der erste Vorsteher der bürgerlichen Tischlermeister von Wien.

»Schindler!« rief der Vorsteher, »ich komme wohl ungelegen?«

»Gott bewahre, lieber Gschwandtner!« versetzte Schindler, »Du bist mir immer willkommen! Aber was seh' ich, Du bist ja völlig verstört? — Was hast Du denn? — Ist Dir etwas zugestoßen?«

»Mir nicht,« erwiederte der Vorsteher, »aber Dir

kann etwas Unliebes geschehen. Du hast eine Vorladung zum Criminalgerichte erhalten?«

»Schon die zweite! Was ist mit dieser Vorladung? Weißt Du davon? Dann sag mir was sie zu bedeuten hat?«

»Laß deine Tochter hinausgehen, und ich werde Dir »ein Licht anzünden.«

»Großer Gott!« preßte Marie aus der beengten Brust hervor. »Vater, lieber Vater...«

»Geh! Der Vorsteher spricht nicht vor Dir...«

Marie schlich voll Angst in ihr Zimmer.

»Nun sprich, Gschwandtner,« sagte Schindler.

»Es ist eine wilde Geschichte!« hob der Vorsteher an. »Ich weiß nicht wie ich Dir das Zeug vorbringen soll. Wenn ich wüßte, daß Du ein gutes Gewissen hast, dann hätte ich es leicht!«

»Hast denn Du,« fragte der Vorsteher den Meister Schindler, als sie beide allein waren, »hast denn Du mit dem Raubmörder, welcher den Kaufmann Wagmann so schändlich aus der Welt schaffte, eine intime Bekanntschaft gehabt?«

»Ich? — Mit einem Raubmörder? Was fällt Dir ein, wie kommst Du zu einer solchen Vermuthung?«

»Und doch wird es so sein! Es sind höchst verdächtige Briefe von Dir in des Mörders Schreibkasten gefunden worden.«

»Von mir? Ich glaube gar, Du bist übergeschnappt!«

»Ja, Du sollst ihn ja gar zu deinem Schwiegersohn bestimmt haben!«

»Du sprichst irre! Ich werde einen Doctor holen lassen.«

»Erinnere Dich doch; Du erzähltest mir ja einmal selbst, daß Du deine Marie einem gewissen Hirschmeyer zur Frau geben wolltest.«

»Nun, und was liegt daran, wenn ich die Absicht hatte, mein Kind reich zu verheiraten?«

»Ja, aber dieser Hirschmeyer ist ja gerade der Mörder des Wagmann.«

»Höre auf, Du faselst!«

»Nein, ich fas'le nicht. Es spricht ja die ganze Stadt davon. Solltest Du allein nichts von der Geschichte erfahren haben?«

»Daß der Kaufmann Wagmann ermordet wurde, erfuhr ich wohl, aber wer ihn umgebracht, dies wußte mir Niemand zu sagen.«

»Endlich ist es an den Tag gekommen. Man nennt eigentlich zwei Mörder, aber das ist Nebensache. Hirschmeyer war die Veranlassung, der Anstifter, denn ein Anderer verübte die That. Es ist schon Alles bekannt, nur hat man die Schurken noch nicht eingebracht.«

»Wenn Du Dich wegen Hirschmeyer nur nicht irrst!«

»Wie kann ich mich irren, wenn ich den Steckbrief gelesen habe!«

»Auch eine Namensähnlichkeit ist möglich.«

»Da lies selbst! Da hast Du den Steckbrief und darin deines projectirten Schwiegersohnes geschriebenes Porträt!«

Schindler las den Steckbrief und rief dann aus: »Bei meiner armen Seele! Es ist der Mensch, der um meine Tochter sich bewarb, wie er leibt und lebt, nicht einmal die kleine Narbe an der Stirne ist vergessen!«

»Merkst Du nun, weshalb Du zum Criminalgericht vorgeladen bist?«

»Nein! Die Heirat mit meiner Tochter wurde ja abgebrochen. Ich erfuhr, daß Hirschmeyer ein schlechter Patron sei und wies ihm die Thüre.«

»Aber deine Briefe hast Du nicht zurückgefordert?«

»Ei was, die dummen Briefe! Ich weiß gar nicht mehr was ich diesem Hallunken geschrieben habe!«

»Man wird Dir schon das Gedächtniß auffrischen! — Du schriebst ja sogar einen Tag vor dem Morde: »Herr von Hirschmeyer versichere ich hiermit schriftlich, wenn die beabsichtigte, in jeder Beziehung gefährliche Expedition gelingt, so gebe ich ihm meine Tochter Marie zur Frau, aber compromittirt darf ich nicht werden; ich weiß von nichts, will von nichts wissen!«

Schindler packte sich am Kopfe und rieb sich heftig die Stirne.

»Es ist wahr,« sagte er, »dies schrieb ich, aber das galt ja einer beinahe ganz unbedenklichen Sache.«

»Ich will es glauben, ich kenne Dich dreißig Jahre, Du warst immer ein ehrlicher Mann. Aber in einer Sache, die ein zweideutiger Mensch auszuführen hatte, das einzige Kind als Preis auszusetzen, das gibt Dir eine Ohrfeige vor der ganzen Welt.«

»Ich sehe es ein! — Wie, zum Teufel, hat man denn diesen Brief gefunden?«

»Diesen Brief und vielleicht einen noch weit unüberlegteren von deiner Hand in jenem verbotenen Schubfache des Secretärs, das Du bei dem Magistrate hättest auffinden sollen!«

»Verwünschte Geschichte! Jener Schreibkasten gehörte also Hirschmeyer?«

»Ja, und Du erklärtest, als Du ihn untersuchen soll-

test: »Ich will mich nicht plagen mit diesem Möbel; meines Erachtens enthält es kein verborgenes Fach!« — Diese deine Erklärung legt man nun aus, als wenn Du um die versteckten Briefe gewußt, und sie nur nicht hättest finden wollen. Man sagt auch, daß Du deshalb deinen geschickten Gesellen Georg nicht zum Magistrate gesendet, damit nur ja das Geheimniß unentdeckt bleiben möchte.«

»Was nicht noch! Du warst ja zur Untersuchung des Schrankes ebenfalls aufgeboten und hast auch nichts gefunden!«

»Ei, ich bin kein Kunsttischler!«

»Gott im Himmel! Was werden sie mir jetzt für Fragen geben! Ich war vor mehreren Jahren als »äußerer Rath« Gerichtsbeisitzer im Criminalhause, da hab' ich meine blauen Wunder gehört, wenn die Justiz verdächtige Leute durch ihre Kreuzfragen in die Enge trieb! — Ich bin manchmal ganz perplex geworden, und war doch nur ein unbefangener Zuhörer.«

»Was wirst Du bei Gericht sagen?«

»Ich weiß von nichts!«

»Wie wirst Du deine dummen Briefe, wie Du sie selbst nennst, gescheid auslegen, so gescheid nämlich, daß Du nicht, und dein ehrliches Kind nicht, aus dieser Sache schimpflich hervorgehen? Ich höre in dem andern Briefe hast Du sogar geschrieben, um den Spitzbuben für seine Klage, über die Kälte Mariens gegen ihn zu beruhigen: »Marie sei in ihn sterblich verliebt, sie hätte Dir dies gestanden, und er möchte nur nicht von der Heirat zurücktreten, sie mache dein Glück aus!«

»Verflucht! Du weißt Alles! Wer hat Dir denn dies gesagt?«

»Wer? Der Gerichtsbeisitzer Waschhuber, der dem Untersuchungsbureau zugetheilt ist, in welchem dieser Prozeß verhandelt wird. Du weißt ja, dieser plaudert Alles, was er bei den Commissionen hört, oder was der Rath und die Actuare unter sich sprechen. Waschhuber hat die Criminalgerichtsbeisitzersstelle nur darum angenommen, um alle Abende im Wirthshaus zum »Straußen« etwas Interessantes ausschwätzen zu können.«

»Mein Gott! mein Gott! Wenn der Waschhuber meine Briefe gelesen hat, so wissen ihren Inhalt bereits alle alten Weiber in ganz Wien.«

»Geh zu einem Advocaten und berathe Dich, auf welche Art Du Dich benehmen, was Du angeben sollst.«

»Wenn ich zu einem Advocaten gehen soll, so ist mir die Zeit zu kurz; heute um drei Uhr muß ich ja schon zu Gericht.«

»Lasse Dich unpäßlich melden. Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Sende jemand Verläßlichen und Gescheiden in das betreffende Bureau.«

»Ich habe, seit Georg bei mir ausgetreten ist, keinen gescheiden Menschen im Hause.«

»So will ich hingehen und Dich entschuldigen. Ich als Vorsteher will Dich vertreten.«

»Ich wünschte, man möchte Dich auch sogleich verhören statt mir! Mir schwindelt völlig! — Ich fürchte, mich trifft vor Angst der Schlag!«

»Da hat man's und sieht wieder recht deutlich, was ein Mann, der sich bisher eingebildet, mit seinem Gelde könne er Alles durchsetzen, was so ein Mann für ein be-

klagenswerthes Subject ist, wenn er in eine Lage kommt, in der das Geld nichts ist!«

»Ach, mein Gott! Ich wollte gerne mein kleines Haus in der Schiffgasse darum geben, wenn ich aus dieser Patsche wäre!«

»Sei etwa so dumm und sprich bei Gericht solches Zeug, oder versuche etwa gar eine Bestechung anzutragen, so sperren sie Dich sogleich in den Arrest, der auf deinen vermeinten Schwiegersohn wartet.«

»Freund Gschwandtner,« flehte Schindler, »willst Du wirklich so gut, ja so gnädig sein und mich heute bei Gericht entschuldigen und für mich die Bitte einlegen, daß ich erst morgen erscheinen dürfe.«

»Mit Freuden! Aber Du mußt sogleich einen Advocaten aufsuchen, doch einen der ersten, der umsichtigsten Advocaten.«

»Den Doctor Reißer!«

»Ei, das ist ja ein Ignorant, der kann ja nichts als die Leute pfänden und in den Arrest schicken! Dieser Mensch versteht nur zweierlei Schriften zu machen, eine Wechselklage und ein Pfändungs- oder Arrestgesuch! Der erwirkt nie ein anderes, für seine Partei günstiges Urtheil, als ein Contumazurtheil; nein, nein, in die Hände eines solchen bornirten und schlechten Mannes darfst Du dein Schicksal nicht legen!«

»So will ich zu dem Doctor Mühlbach mich verfügen —«

»Ja, das ist ein Ehrenmann, dieser ist ein Advocat, vor dem Alles die Hüte abzieht; dieser geniale Mann hat schon Tausende aus Bedrängnissen gerettet mit seinem Geist, seinem Scharfsinn, seiner Umsicht, seiner tiefen Gesetzkennt-

niß, seinem Rednertalente, mit seiner Geistesgegenwart hat er den größten Juristen etwas aufzulösen gegeben; dieser ist ein Mann von Kopf und Herz, wie er sein soll, der wird verehrt! Gleich Napoleon gewinnt er jede Schlacht auf dem juridischen Felde, und gleich dem unsterblichen Arzte Doctor Frank wird er zu jedem juridischen Consilium berufen, und dort, wo der Tod schon seine Sense schwingt, das heißt, wo der Richter bereits den moralischen Tod verkünden will, bringt er Leben und Rettung und Glück!«

Der Vorsteher hätte sich so gerne noch enthusiastischer über Doctor Mühlbach ausgesprochen, aber Marie stürzte herein.

»Vater,« sprach sie, »ist es wahr, was die Leute sagen, ich hätte die Braut eines Mörders werden sollen? und Sie selbst hätten diesem Mörder geschrieben, daß ich zum Sterben in ihn verliebt sei!«

»Wer hat Dir dies gesagt?«

»Die Magd, als sie für den Vater Wein aus dem Wirthshause holte; im Wirthshause zum »Hirschen« erzählen es alle Gäste; im Wirthshaus zum »Strauß« soll es ein Criminalgerichtsbeisitzer schon gestern Abends verkündet haben.«

»Da haben wir die Bescherung!« versetzte der Vorsteher, »das ist Waschhuber's Werk!«

»Ich habe es ja gesagt,« bemerkte Schindler, »daß nun die ganze Stadt diese Geschichte »austratschen« wird!«

»Aber wie hätte ich denn die Braut eines Mörders werden können, dem Sie selbst, Vater, geschrieben haben sollen, daß ich in ihn bis zum Sterben verliebt sei?«

»Beruhige Dich, mein Kind; ich werde Dir schon erzählen.«

»Ach! Ich liebte ja Niemand als Georg; dies wissen Sie, Vater, so aufgebracht Sie auch immer über meine Liebe waren, und Georg — Georg, der redliche, brave, herzensgute Georg ist doch kein Mörder!

»Es ist ein Mißverständniß, liebe Marie.«

»Aber die Leute in den Wirthshäusern zum »Strauß« und zum »Hirschen« nennen meinen Namen, und lästern den Vater und lästern mich! — Wir müssen ja Beide in diese Wirthshäuser eilen und die bösen Zungen zum Schweigen bringen! — Vater, um Gotteswillen, Vater, haben Sie denn je einen Brief geschrieben, daß ich in einen Mörder verliebt sei?«

»Laß mich!« antwortete Schindler; »die Sache ist anders!«

»Also ist doch etwas an der Sache? Sprechen Sie doch, klären Sie mich darüber auf! — Sie wissen, guter Vater, da drüben wohnt eine Krämerswitwe, diese hat drei Töchter, diese Töchter sind nicht brav, sie leben auch in üblen Verhältnissen und sind nicht hübsch; mich beneiden sie um jedes Band, das ich trage, um meine Jugend und den Wohlstand, in dem ich lebe, am meisten; Vater, wenn diese häßlichen Mädchen von diesem Gerede hören, so verhöhnen sie mich; sie zeigen mit Fingern nach mir, sie jubeln laut, daß ich in ein böses Gerede gekommen und setzen auch Dinge noch hinzu, die mich zum gemeinsten Geschöpfe machen.«

»Sie werden sich nicht unterstehen,« versetzte Schindler, »es wird ja Alles vorher, noch eher, nur Geduld — morgen — gewiß — ach, Marie!«

Schindler gerieth in eine solche Verlegenheit, daß er nicht zusammenhängend sprechen konnte.

Marie starrte ihren Vater wie wenn sie vom Wahnsinn befallen wäre an.

Plötzlich klopfte man ans Fenster.

Schindler ging und öffnete das Fenster.

Vor demselben stand die böse Witwe mit den drei Drachen von Töchtern.

»Ei, es ist ja nicht wahr,« sagte die Witwe, »daß die Mamsell eingezogen wurde, da sitzt sie ja!«

»Was nicht ist, kann noch werden!« lachte die eine Krämerstochter.«

»Das ist hübsch, was man von Ihnen hört, Mamsell Hochmuth!« rief die andere.

Einen Bräutigam à la Grasl haben Sie, Fräulein Tischlerstochter? — Nun, wir werden ihn ja kennen lernen, wenn er ausgeführt wird! — Werden Sie die Landpartie mitmachen zur Spinnerin am Kreuze? *)« versetzte die Dritte.

Marie stieß einen Schrei aus und stürzte zusammen.

Schindler und der Vorsteher eilten ihr zu Hilfe.

Vierzehntes Capitel.

Marie Schindler und ihr Arzt.

Schindler's Lage war eine verzweifelte.

Er fühlte sehr gut, was er angerichtet.

Sein Vorsatz, das einzige Kind nur einem reichen Manne zur Gattin zu geben, hatte ihn in diese großen Verlegenheiten gestürzt.

*) Der Richtplatz bei Wien.

Er hätte sich selbst züchtigen mögen, so aufgebracht war er über seine tollen Unbesonnenheiten.

Marie erkrankte vor Kummer.

Die Beschämung und Beschimpfung, die sie erlitt, zogen ihr ein heftiges Fieber zu. Marie phantasirte, als sie zu Bette gebracht wurde.

Ein Arzt wurde gerufen; dieser machte eine sehr bedenkliche Miene und sprach große Befürchtungen über das Seelenleiden der Armen aus.

Schindler befand sich in einem Gemüthszustande, den er noch nicht erlebte. Doctor Mühlbach mochte ihm ebenfalls seine Meinung ganz unumwunden gesagt haben. Schindler fühlte nun doppelt, wie unrecht er gehandelt.

Die Nacht, in welcher Marie in schweren Träumen dahin lag, war für Schindler eine schlaflose.

»Was ich bei Gericht aussagen soll,« sprach Schindler für sich, »weiß ich wohl; Doctor Mühlbach hat mir eingeprägt, ich soll die Wahrheit sagen, mit der Wahrheit, meint er, werde ich durchkommen; Lügen, Verdrehungen würden mich in Widersprüche verwickeln und mich erst recht verdächtig machen, so sprach Doctor Mühlbach; aber, was ich thun soll, was ich wegen Marien vornehmen soll, um den Leuten die Mäuler zu stopfen und mein Kind gesund zu machen, das weiß ich nicht! . . . Es gäbe freilich ein Mittel . . . doch nein, nein und tausendmal nein; dieses Mittel wende ich nicht an . . . Man sagt ja, die Zeit heile jedes Uebel, gut denn, so soll die Zeit auch der Arzt meiner Tochter sein.«

Es schlug zwölf Uhr.

Der Doctor, den Schindler rufen ließ, hatte verspro-

chen, um Mitternacht Marien noch einmal zu besuchen, um zu sehen, ob sich ihr Zustand nicht verschlimmere.

Der Arzt erschien pünktlich.

Schindler führte ihn ans Krankenbett.

»Sie liegt in einer Agonie dahin,« sprach der Arzt. »Das arme Kind muß einen schweren Kummer haben! Sie wimmert und klagt, sie schluchzt und seufzt. Sie spricht noch immer irre! . . . Wenn sie ein Nervenfieber befällt, so befürchte ich das Schlimmste. Die Nervenfieber sind heuer gefährlich.«

»Lassen Sie es nicht dahin kommen, Herr Doctor,« flehte Schindler.

»Sagen Sie mir nur, was die Veranlassung zu dieser Abspannung ist,« fragte der Doctor.

Frau Walpurga, die alte Haushälterin des Herrn Schindler, welche als Krankenwärterin ihre Thätigkeit zeigte und ab und zu ging, hörte diese Frage des Doctors und antwortete:

»Es ist viel zusammengekommen, Herr Doctor; am Ende stirbt das gute Wesen am gebrochenen Herzen; sie ist verliebt, der Vater ist dagegen; man hat auch der Tochter Ehre angetastet, und der Vater gibt ihr keine Genugthuung dafür, oder kann ihr keine geben. Da sitzt das Uebel!«

»Halte sie ihr Maul!« rief ihr Schindler zu.

»Ei was,« versetzte Walpurga, »ein Doctor muß Alles wissen! . . . Das Leiden, welches das arme Mädchen befallen, könnte der Vater am besten heben. In der Apotheke ist das Mittel dagegen nicht zu finden, aber zu verschreiben ist es, und ich schaffe es heute noch, wenn

Sie, Herr Doctor, den Vater nur dazu bringen könnten, daß er es ihr noch heute gibt.«

»Schweig sie, sag ich noch einmal!«

»Gott bewahre! Ein Doctor muß Alles wissen! . . . Das Mittel, das ich schaffe, und das man nicht in der Apotheke erhält, heißt Georg, und es ist auf einmal zu nehmen, nicht was man mit fünf Fingern halten kann, sondern was eine ehrliche Männerhand darreicht, das Herz und den ganzen Menschen dazu.«

»Ich werde sie aus dem Hause jagen!« wüthete Schindler.

»O, wann Marie stirbt, bleib ich ohnehin nicht bei Ihnen, und sterben wird sie, wenn Georg sie nicht heiraten darf. Schneiden Sie mir Gesichter, wie Sie wollen, Herr Schindler, der Doctor muß Alles wissen!«

»Aber Sie sprachen auch von einer Ehrenkränkung,« sagte der Doctor, »welche Ehrenkränkung?«

»O,« antwortete Walpurga, »wenn ich Ihnen von dieser Ehrenkränkung erzähle, so brauchen Sie selbst ein niederschlagendes Pulver.«

»Sie wird doch nicht dem Herrn Doctor mit diesen Lappalien quälen?«

»O ja, sie wird, ja sie muß den Herrn Doctor mit diesen Lappalien quälen, denn ein Doctor muß Alles wissen! . . . Haben Sie nicht schon davon gehört, Herr Doctor,« fuhr Walpurga fort, »daß hier in Wien ein reicher Tischlermeister lebt, der, blos weil er nicht genug Geld sehen kann, sein einziges Kind einem Spitzbuben verheiraten wollte, nur weil der Spitzbube für reich galt? Daß dieser Spitzbube sogar ein Raubmörder wurde und dadurch das einzige Kind in ein Gerede brachte, daß einem die Haare

gegen Berg steigen, wenn man nur darum weiß? Nun, dieser reiche Tischlermeister sitzt hier, das arme Kind liegt da und der Spitzbube hängt nächstens dort, wo schon Viele gehängt wurden . . . Heraus ist es, denn ein Doctor muß Alles wissen!«

»Mein Gott!« sprach der Arzt, »ich hörte ja von dieser Sache sprechen. Ach, Herr Schindler, wie bedauere ich Sie und wie bedauere ich noch weit mehr Ihre arme Tochter!«

»O, sie wäre nicht arm, wenn dieses Unglück nicht geschehen wäre; ein Mädel, das einmal dreihunderttausend Gulden mitbekommt, ist nicht arm, aber sie muß einen andern Vater haben, als dieser da ist . . .«

Schindler sprang vor Wuth auf und wollte Walpurga aus dem Zimmer führen.

»Justament geht sie nicht!« erwiederte die Haushälterin, »ein Doctor muß Alles wissen, und ich sage noch mehr, wenn Sie mich toll machen, denn ein Doctor muß Alles wissen!«

»Ich weiß genug,« erwiederte der Arzt, »und ich ersuche Sie, Herrn Schindler nicht weiter zu erzürnen; Sie sind beide heftig und leicht könnte die Kranke, von Ihrem Zanke erschreckt, noch gefährlicher werden. Sehen Sie doch! . . . Sie bewegt sich! . . . Sie scheint sprechen zu wollen! . . . Wir wollen hören was sie spricht!«

Marie lispelte:

»Georg! Georg, glaube kein Wort von dem, was die bösen Leute sagen . . . mein Vater . . . schrieb, ich liebte einen Andern . . . es ist eine Lüge! Georg, ich liebe nur Dich . . . Georg, gib mir die Hand zum Zeichen, daß Du an meiner Liebe nicht zweifelst . . . gib mir die Hand!«

Der Doctor reichte Marien die Hand.

»Sehen Sie, Herr Doctor, daß ich Recht hatte!« betonte Walpurga. »Herr Doctor, jetzt ist die Krisis . . . Da haben Sie Feder, Tinte und Papier zu einem Recepte, Herr Doctor, schreiben Sie darauf Georg, und ich hole den Georg und das Kind ist so frisch und gesund, wie es nie war.«

Marie schlug die Augen auf und erblickte zuerst ihren Vater.

»Ist es wahr,« sagte sie, »daß Georg kommen darf?«

»Sagen Sie Ja, sagen Sie Ja,« herrschte ihm die Haushälterin zu, »sonst wird sie recidiv!«

»Ja,« sagte Schindler mit schwerem Herzen, »ja, . . . wenn Du gesund wirst, ja!«

»Ach mein Gott!« lispelte Marie, »und ich darf mit ihm sprechen?«

»Das versteht sich,« versetzte Walpurga, »und ich werde ihn sogleich herbeischleppen.«

»Jetzt nicht!« bat der Doctor, »auch die Freude könnte eine nachtheilige Wirkung hervorbringen, aber morgen, morgen mag Georg kommen!«

»Ist noch Jemand da?« fragte Marie und hob ihr Köpfchen.

»Ja, der Herr Doctor,« bemerkte Schindler, »Du hältst ihn ja bei der Hand.«

Marie stierte den Doctor an und ließ schnell seine Hand los.

»Der Herr Doctor? Was für ein Herr Doctor? . . . Bin ich denn krank?«

»Freilich, recht sehr,« erinnerte Walpurga; »nun ist es aber schon wieder gut! . . . Der Vater gibt nach!

Der Georg darf wieder kommen, der Georg, ich will sagen, der Herr Georg ist jetzt gar viel, er ist Bürger und Meister . . . der Vater ist auch nicht mehr als Georg.«

»Wie?« fragte Marie.

»Ja, ja, Bürger und Meister, und kann nun heiraten; er kann nun Mamsell Marie heiraten. Nicht wahr, Vater Schindler?«

»Ich bringe sie um, sie vorlaute Schwätzerin!« brummte Schindler.

»Gerade hat er es wieder bekräftigt,« erwiederte Walpurga, »der edle, gute Vater! Ach, was thut ein so rechtschaffener Vater nicht, wenn er dadurch sein einziges Kind vom Tode zu retten im Stande ist!«

Schindler spielte alle Farben vor Wuth, sprang vom Stuhle auf und lief ans Fenster.

Der Arzt fühlte Mariens Puls.

»Jetzt bin ich mehr mit Ihnen zufrieden als zuvor!« sagte der Doctor, »jetzt zeigt mir der Puls, daß Sie wieder Lust haben zu leben; noch vor einer halben Stunde war ich sehr um Sie besorgt.«

»Dies dank' ich meinem lieben Vater, meinem lieben, lieben, guten Vater,« sagte Marie mit Freudenthränen im Auge; »o kommen Sie doch her zu mir, theurer Vater und starren Sie nicht in die Nacht hinaus, wenn es in dem Herzen Ihrer Tochter Tag wird!«

»Da hast Du eine über das ganze Gesicht!« versetzte Walpurga frohlockend gegen Schindler gewendet.

Schindler ging wieder an das Krankenlager seiner Tochter und blickte ihr herzlich ins Auge.

»Wann darf Georg wieder kommen?« bat Marie.

»Morgen Früh um acht Uhr,« antwortete Walpurga, »zum Kaffeh!«

»Und wie lange darf er bleiben?« fragte Marie.

»Bis zum Mittag, bis zum Essen, da speist Georg dann hier, und bis Abends um neun Uhr, wenn der alte Herr ins Wirthshaus geht, und dann bleibt der Herr Georg auch noch da, bis der alte Herr wieder zu Hause kommt!«

»Ich weiß nicht was sie immer für Bescheide zu geben hat,« wüthete Schindler. »Wenn sie nicht schweigt,« sprach er leise, »so lasse ich den Burschen gar nicht kommen . . .«

»Burschen? Wie, den Burschen!« rief Walpurga. »Er ist Bürger und Meister; er ist das was Sie sind! Den gehörigen Respect bitt' ich mir aus für Ihresgleichen.«

»Morgen um acht Uhr,« unterbrach der Doctor, »möge Georg kommen. Da werde ich auch hier erscheinen.«

»Schön, Herr Doctor,« erwiederte Walpurga, »trinken Sie auch ein Schalerl Mocca, o der alte Herr trinkt keinen andern und ißt Butterbrot dazu!«

»Es wird mich freuen, einen so wackern jungen Mann kennen zu lernen, wie Herr Georg ist,« versetzte der Doctor, »ich werde ihm herzlich die Hand drücken.«

»Sagen Sie auch etwas dergleichen!« rief Walpurga dem Vater zu.

»Jetzt aber, da ich Sie recht gut finde, und sogar die flüchtigen Hitzen, die Ihren Kopf einnahmen, verschwunden sind, verlasse ich Sie,« sprach der Doctor. »Wenn Sie Durst haben, trinken Sie eine leichte Limonade. Sie werden das Bett morgen wieder verlassen können.«

Der Doctor empfahl sich.

»Diesem Doctor können Sie einige zwanzig Ducaten geben,« sagte Walpurga. »Das ist ein Doctor, der versteht's; aber er konnte nur etwas anordnen, als ich ihm Alles sagte, was er wissen mußte.«

»Sie kommt aus dem Hause!« brüllte Schindler voll Wuth. »In vierzehn Tagen muß sie fort sein, sonst werf' ich sie hinaus.«

»Ist nicht nothwendig, dieses Werfen!« erwiederte Walpurga. »Ich folge ohnehin der jungen Frau in ihr neues Quartier . . . In vierzehn Tagen ist sie verheiratet, mit Georg verheiratet, und ich bin bei ihr.«

»Hol' sie der Teufel!« tobte Schindler.

»Marie, schlafe gesund,« sprach er zu seiner Tochter, »morgen Früh sehen wir uns, da wirst Du schon gesund sein.«

»Ja, beim Frühstück,« setzte Walpurga hinzu. »Der Meister muß morgen neben dem Schwiegersohn sitzen und ich neben dem Doctor! . . . Alle guten Dinge sind . . . fünf! . . . Schöne, ruhesame, angenehme, kohlschwarze Nacht, Meister!«

»Eine Nacht auf dem Blocksberg für sie!« polterte der Meister und ging in sein Zimmer.

Fünfzehntes Capitel.

Das Verhör.

Als Schindler am andern Morgen vor dem Criminalgerichte erschien, da pochte ihm das Herz gar gewaltig.

Die ersten Fragen des Richters betrafen ganz gewöhnliche Dinge, das Alter, den Stand, die Religion u. s. w., aber die Fragen wurden immer wichtiger, endlich fragte der Richter:

»Kennen Sie, Herr Schindler, einen gewissen Hirschmeyer?«

»O, ich wünschte, ich hätte ihn nie gesehen,« antwortete Schindler.

»Wie und wo haben Sie ihn kennen gelernt?«

»Hirschmeyer handelt mit ausländischen theueren Hölzern; Mahagony und Palissander besitzt Niemand von solcher Schönheit und zu so wohlfeilen Preisen.«

»Erklären Sie dies näher.«

Schindler wurde nun weitläufig. Am Ende sprach er die Vermuthung aus, Hirschmeyer müsse ganz besondere Wege kennen, dieses so theuer Holz so billig nach Wien stellen zu können.

»Ich kaufte ihm sehr viele Vorräthe seltenen Tischlerholzes ab,« äußerte sich Schindler; »ich bezahlte immer bar und wurde bei dieser Barzahlung sehr discret behandelt, dies nahm mich für Hirschmeyer ein. — Er erzählte mir von seinen Geschäften und sagte mir, daß er sich durch seine

Thätigkeit, durch seine Handlungsverbindungen Credit und Vermögen erworben und daß er schon jetzt über zweimalhunderttausend Gulden disponiren könne. Er zeigte mir auch Wechsel auf berühmte Handlungshäuser in namhaftem Betrage, dann brüstete er sich mit Summen, die er im Hause Rothschild liegen habe, und behauptete daß er bei Baron Rothschild wie ein Kind in der Familie aufgenommen sei, bei Rothschild aus- und eingehe und speise, und in die Soirées geladen werde. — Hirschmeyer fuhr in einer prachtvollen Equipage zu mir und verblendete mich auf diese Weise so sehr, daß ich ihn für noch reicher hielt, als er sich zeigte. Endlich warb er um die Hand meiner Tochter, die ihn aber nicht ausstehen konnte, sonst wäre sie gewiß seine Frau geworden. — Da führte mich ein Geschäft zu Baron Rothschild,« fuhr Schindler fort. »Ich benützte die Gelegenheit und erkundigte mich nach Herrn Hirschmeyer. Ich erfuhr über ihn die nachtheiligsten Dinge. Die Leute des Barons nannten ihn ein verdächtiges Subject, einen Schmuggler, einen Betrüger in der Handelswelt und einen gewissenlosen Cridatar. Ich wies Hirschmeyer, als er wieder zu mir kam, die Thüre.«

Es wurde Alles zu Protokoll genommen, was Herr Schindler angab, endlich kam auch die Frage auf die beiden Briefe.

Herr Schindler antwortete ehrlich und aufrichtig.

»Ja,« sagte er, »ich habe an Hirschmeyer geschrieben, daß meine Tochter mir das Geständniß gemacht, daß sie Hirschmeyer liebe, was jedoch nicht wahr gewesen und was ich nur sagte, um einen so reichen und vielvermögenden Schwiegersohn nicht zu verscheuchen.«

»Und was bewog Sie,« fragte der Rath, »diesem Hirschmeyer Folgendes zu schreiben:

»Herr von Hirschmeyer, ich gebe Ihnen hiermit zu Ihrer Beruhigung die Versicherung, daß, wenn Ihnen die mir mitgetheilte, aber höchst gefährlich geschilderte Expedition gelingt, daß ich Ihnen meine Tochter Marie zur Frau gebe, doch bemerke ich Ihnen, daß ich nicht compromittirt werden dürfe. Wenn Ihr Unternehmen verunglückt, so will von nichts wissen u. s. w.«

»Sie werden hiermit aufgefordert,« sagte der Rath, »offen und der Wahrheit gemäß zu erklären, was die als »höchst gefährlich bezeichnete Expedition« betroffen, in was die Compromittirung, die Sie befürchteten, bestanden, und weshalb Sie schrieben, daß Sie bei einem Mißglücken des Unternehmens hiervon nichts wissen wollten?«

Schindler traten dicke Schweißtropfen auf die Stirne; er schwieg einige Augenblicke, er stotterte einige Worte, dann schwieg er wieder. — Er trocknete sich mit seinem Taschentuch das Gesicht und fuhr dann endlich unruhig auf seinem Stuhl umher.

Der Richter wiederholte seine Frage, dann sagte er:

»Offenbar hat Ihnen Hirschmeyer ein Verbrechen, das er zu begehen beabsichtigte oder wirklich begangen hat, mitgetheilt. Beantworten Sie mir meine Frage genau, wenn Sie sich nicht mit der Theilnahme an einem Verbrechen verdächtig machen wollen.«

Nach einer neuen Pause fand endlich Schindler Worte.

»Es betraf allerdings etwas Unerlaubtes,« sagte er, »ob aber dieses Unerlaubte ein Verbrechen sei, weiß ich nicht. — Hirschmeyer sagte mir nämlich, daß er mir aus-

ländische Holzgattungen und zwar noch weit wohlfeiler schaffen könne als bisher, wenn ich die auf Schleichwegen eingeführten Hölzer kaufen und wenn ich das nicht wollte, wenigstens in meinen Magazinen sie aufspeichern und von meiner Maschine zu Fournierhölzern schneiden lassen wollte.«

»Und gelang diese Expedition?«

»Sie gelang nicht. Die betreffenden Hölzer wurden in Triest aufgegriffen und der Mann, der dafür einstand, arretirt. — Er hat aber, wie ich erfuhr, Hirschmeyer, der das Unternehmen leitete, nicht verrathen.«

»Ist dies die Wahrheit? Unter der besagten Expedition wurde gewiß nichts Anderes verstanden?«

»Nein.«

»Wußten Sie, daß in jenem Schranke, dessen verborgenes Schubfach zu finden Sie sich unfähig erklärten, Ihre beiden Briefe sich befanden?«

»Nein. Ich dachte auch nicht mehr an diese Briefe. Wie wenig Gewicht ich auf selbe legte, geht daraus hervor, daß ich sie von Hirschmeyer nicht zurückforderte, auch nicht einmal, als ich ihn ziemlich unsanft aus meinem Hause jagte, sie begehrte. Er schwur mir und meiner Tochter Rache. Ich lachte ihn aus.«

»Können Sie Ihre Aussagen beschwören?«

»Augenblicklich.«

Der Herr Rath ließ sogleich die vor einem Crucifixe befindlichen Kerzen auf dem Rathstische anzünden und nahm Schindler einen feierlichen Eid auf die Wahrheit seiner Angaben ab.

Als dies vorüber, bemerkte der Rath:

»Sie können gehen, müssen jedoch auf jede folgende

Vorladung augenblicklich erscheinen und dürfen sich nicht von Wien, ohne Erlaubniß des Gerichtshofes, entfernen. Für heute sind Sie frei.«

»Für heute, nur für heute?«

»Für heute sind Sie frei. Ich trage Ihnen übrigens auf, Ihre Tochter auf morgen um drei Uhr in mein Bureau zu bestellen. Wollen Sie dies nicht, so werde ich ihr eine eigene Vorladung zuschicken.«

»Um Gotteswillen, Herr Rath,« sagte Schindler ganz niedergeschmettert, »meine Tochter soll ebenfalls verhört werden? — Dies bringt meinem Kinde den Tod; sie ist krank, der Arzt befürchtete gestern ein Nervenfieber. Ein schändliches Gerücht, das über sie und mich im Umlaufe ist, als wäre sie die Braut des Raubmörders Hirschmeyer, warf sie darnieder.«

»Dies können Ausflüchte sein,« meinte der Rath. »Sie wollen Ihre Tochter nichts aussagen lassen. — Ich habe kein Motiv zu glauben, daß Ihre Tochter bis morgen Nachmittags nicht erscheinen könne. Ich werde den Gerichtsarzt zu ihr schicken und von diesem erfahren, was an der Sache ist; findet er Ihre Tochter gesund, dann lasse ich sie hierher »stellen,« wenn sie nicht freiwillig kommt.«

»Ach, du mein gütiger Himmel!« stammelte Schindler, »so seien Sie doch so barmherzig, Herr Rath, dieses schüchterne, geängstigte Kind in dieser ihrer schrecklichen Gemüthsstimmung nicht hierher zu bescheiden. Sie fällt ja hin wie ein Stück Holz, wenn sie vor dem Criminalgerichte erscheinen soll.«

»Was gibt es da Fürchterliches?« erwiederte der Rath. »Ein gutes Gewissen tritt hier wie eine Braut in die Kirche.

Ich glaube, daß meine Zumuthung, bei Gericht eine Auskunft zu geben, weit weniger schrecklich ist, als die Beute eines Menschen zu werden, der allem Anscheine nach auf dem Hochgericht sterben wird.«

»Aber das habe ich ja nicht ahnen können, daß dieser Hirschmeyer ein Raubmörder werde.«

»Hätten Sie sich früher nach ihm erkundigt, als Sie ihm die Hand Ihrer Tochter zusagten und Sie sie ihm gewissermaßen als eine Belohnung zusicherten, wenn ein Vergehen gelänge, so stünden Sie nicht hier; allein Sie verblendeten seine Großsprechereien, Sie verblendete sein erlogener Reichthum! Pfui, Herr Schindler, Sie sollen sich schämen, des elenden Mammons wegen ein Kind zu opfern und dasselbe sogar noch zur Lockspeise für einen Zollfrevel zu machen! Sie sind einer der reicheren Bürger Wiens, danken dem Staate alles was Sie besitzen, und gängeln Schmuggler und Freibeuter selbst auf Kosten Ihres Familienglückes? Schämen Sie sich, Herr Schindler!«

Der Rath nahm die Acten und ging damit in ein Nebenzimmer.

Schindler schlug die Augen zu Boden und war wie vernichtet.

Auf einmal tönte eine bekannte Stimme an Schindler's Ohr.

Es war die des Gerichtsbeisitzers Waschhuber, der, so unbedeutend er war, sich doch ein Ansehen geben und dem unglücklichen Familienvater einen Stoß auf's Herz versetzen wollte.

»Wir sind ein wenig gar zu dumm, ich will nicht sagen schlecht gewesen,« hub Waschhuber an; »mit so vielem

Gelde, das wir besitzen, mit einem bekannten Spitzbuben uns in ein intimes Verhältniß einzulassen! Wir können jetzt in ein rechtes Malheur hineinrennen, wenn Gott sich unser nicht erbarmt. Er wird sich aber unser nicht erbarmen, weil wir dümmer als dumm sind! — Wir haben, wie wir hören, dreimalhunderttausend Gulden im Vermögen, hätten wir damit nicht zufrieden sein können? Wär' dies nicht genug gewesen, um unser Kind glücklich zu machen? Hätten wir mit diesem Vermögen nicht einen Gatten für unsere Tochter finden können, der reich an Tugenden, hoch an Ehren und stark an Rechtschaffenheit gewesen wäre? — Nein, wir Rhinozeros ziehen einen Dieb als Schwiegersohn vor, geben uns in das Gespötte der Leute, bringen unser einziges Kind so ins Gerede, daß dasselbe nicht einmal ein hergelaufener Kerl mehr nimmt. — Geben wir uns jetzt alle möglichen Namen, nennen wir uns jetzt Dummkopf, Schwachkopf, Tollhäusler, Narr und Tölpel, und gehen wir jetzt nach Hause zum Essen, denn es hat bereits zwölf Uhr geschlagen.«

Mit diesen Worten ging Waschhuber zur Thüre hinaus.

Der Actuar war theilnehmender als der Beisitzer.

»Herr Schindler,« sprach er, »kommen Sie. Das Bureau wird zugesperrt.«

Er nahm Schindler am Arme und führte ihn fort.

Schindler's Schritte schwankten. Er wäre beinahe zusammengestürzt, wenn ihn der Actuar nicht unterstützt hätte.

Auf der Straße in der freien Luft erholte sich Schindler wieder.

»Das stößt mir das Herz ab,« sagte er. »Wenn diese Torturen noch acht Tage so fortdauern, so kann ich mir

selbst meinen Sarg machen, und ein Kreuz für mein Grab und eine Grabschrift dazu.

»Also gibt es doch etwas, wogegen das Geld nichts ist? Also lerne ich doch Leute kennen, die mich trotz meines Reichthums nicht estimiren! Wozu bin ich denn hernach reich? Für was hab' ich mich denn geplagt und zusammengescharrt und meine Interessen nicht verzehrt, und die Parteien in meinen Häusern gesteigert, und die theuersten Conti meinen Kundschaften geschrieben, um Spott und Hohn davon zu haben? — Der Teufel hole mein Geld, wenn es mir nichts nützt, wenn es mich in Bedrängnissen nicht schützt, aus Gefahren nicht rettet! — Da ist ja der Bettler eben so d'ran wie ich! — Dafür dank ich!«

Schindler ging in seinen Betrachtungen fort und bemerkte nicht, daß ihm der Actuar zur Seite blieb.

»Ist Ihnen etwa nicht wohl, Herr Schindler?« fragte der Actuar. »Ich will Ihnen einen Fiaker rufen.«

»Ich danke Ihnen,« versetzte Schindler, »es wird mir jetzt schon besser! — Ich muß Ihnen bekennen, daß mich das was mir der Herr Rath gesagt, lange nicht so touschirt hat, als was mir der Gerichtsbeisitzer vorgehalten. Sagen Sie mir, Herr Actuar, muß ich denn leiden, daß dieser Waschhuber, der doch auch nur ein Bürger ist wie ich, mich Rhinozeros, Schafskopf, Tollkopf, Narr und was alles noch nennen darf?«

»Der Herr Rath dürfte es nicht wissen,« antwortete der Actuar, »er würde diesem Herrn den Kopf waschen.«

»Sagen Sie es ihm doch, Herr Actuar, ich bitte recht schön!«

»Ich werde es dem Herrn Rathe mittheilen und Sie sollen Genugthuung erhalten.«

»Sagen Sie dem Herrn Rathe auch, daß dieser Waschhuber Abends im Wirthshause alles wieder erzählt, was er bei dem »Verhörtische« gehört hat. Meine unglücklichen Briefe kann er auswendig und hat schon vor mehreren Tagen im Extrazimmer beim »Straußen« jedes Wort erzählt, das ich geschrieben und das er in Ihrem Bureau erfahren hat.«

»Das wäre ja abscheulich!« fuhr der Actuar auf. »Das wäre ja gegen seinen Eid!«

»Freilich! Ich habe Zeugen, daß er es that.«

»Zeugen? rufen Sie die Zeugen zu dem Herrn Rath. Er jagt den geschwätzigen Assessor sogleich zu allen Teufeln.«

»Ich thue es, ich thue es, ich bringe schon morgen die Zeugen.«

»Der Rath wird Ihnen dankbar sein!«

»Und ich bin Ihnen auch dankbar, Herr Actuar. — Sagen Sie mir, möchten Sie nicht heiraten?«

»Heiraten? weshalb?«

»Ich meine, wenn Sie ein reiches Mädchen bekämen, wenn es auch nur eine Tischlerstochter wäre, würden Sie das Mädchen nehmen?«

»Warum nicht, wenn das Mädchen brav, hübsch und jung ist.«

»So hübsch wie Sie, so brav wie Sie, aber um zehn Jahr jünger.«

»Das wäre allerdings eine annehmbare Partie.«

»Nun also! Ich führe Sie bei meiner Tochter auf. Sie liebt zwar Einen, aber dem gebe ich sie nicht. Just nicht! Sie würden ihr gewiß gefallen, denn Sie haben etwas Gutes, Nobles, Wohlwollendes in Ihnen, sind vom

Gerichte und könnten mich schützen, wenn ich wieder in solche Verlegenheiten komme wie heute.«

»Alles recht, aber...«

»Sie sind nicht reich?«

»Dies wohl, ich habe mein eigenes Haus und kein unbedeutendes Vermögen, aber...«

»Hören Sie mit dem »Aber« auf!«

»Ich bin schon verheiratet!«

»O weh!« sagte Schindler.

Sechzehntes Capitel.

Schindler in höchster Verzweiflung.

Georg wurde wirklich in das Haus des Tischlermeisters bestellt und Schindler empfing ihn mit auffallender Freundlichkeit.

»Sie sind nun Bürger und Meister wie ich,« redete ihn Schindler an, »und ich grüße Sie herzlich als meinen Zunftgenossen. — Ich habe Sie immer als einen honnetten Mann bewährt gefunden, Sie waren ein honnetter Geselle, und wer ein honnetter Geselle war, wird auch ein honnetter Meister sein. Meine Tochter ist krank und verlangt nach Ihnen. Man sagt mir, sie werde gesund, wenn sie Sie sehen und mit Ihnen sprechen kann. Ich müßte ein schlechter Vater sein, wenn ich dieses Hausmittel nicht anwendete. — Ich werde Sie zu meiner Tochter führen, sprechen Sie mit ihr, von was Sie wollen, nur bilden Sie sich nicht ein, daß das geschieht, was das Mädel sich in den Kopf setzt!«

»Dies ist unter den gegenwärtigen Umständen auch nicht möglich,« erwiederte Georg.

»Wie verstehen Sie dies?«

»Ich glaube, daß Sie hierüber keiner Erklärung bedürfen. Ich bin jetzt Bürger und Meister. Durch die Großmuth und Güte des Baron Rothschild habe ich so viel Geld erhalten, daß ich jede namhafte Bestellung übernehmen kann. Er hat mich dem Banquier Schlipper empfohlen.

Dieser läßt sechzehn Zimmer seiner Wohnung ganz neu meubliren. Graf Pahlau hat mir eine noch größere Arbeit zugewiesen. Der Baumeister Brandinger hat mir die gesammte Tischlerarbeit in dem neuerbauten gräflich Carolinischen Hause verschafft; das neue Hôtel habe ich ebenfalls, und zwar in hundertzwanzig Passagierzimmern und zwei großen Speisesälen einzurichten. Ich kann nicht genug Gesellen auftreiben und bestürme deshalb täglich die Herberge, um jeden geschickten Arbeiter, der aus der Fremde kommt, zu gewinnen. Sie sehen, mir ist eine glänzende Zukunft geboten; magistratischer Bau- und Möbeltischler bin ich auch geworden. Nun stehen mir alle Thüren offen. Drei hiesige Bürger, reiche Männer, haben mir die Aussicht eröffnet, mich um eine ihrer Töchter bewerben zu können; da fällt es mir nun nicht ein, Mamsell Marie mit meiner Liebe zu belästigen und ihre Hoffnung auf meine Hand zu nähren. — Ich bitte daher mich mit dem Ansinnen, Mamsell Marie in ihrer Krankheit zu besuchen, zu verschonen.«

Schindler stand wie versteinert.

»Wie?« sprach er, »wenn Sie Marie jetzt selbst als Ihr Weib heimführen könnten, so würden Sie es nicht thun?«

»Um keinen Preis! Erstens bin ich viel zu stolz, um nach der Braut eines Andern zu geizen; zweitens wurde ich ja von Marien nie geliebt. Sie selbst schrieben an Herrn Hirschmeyer, daß Marie nur ihn liebe. Dem Vater muß man doch zutrauen können, daß er die Wahrheit sage.«

Schindler konnte hierauf nichts antworten. Er war von den Aeußerungen Georgs so ergriffen, daß er auf einen Stuhl sank.

»Ich habe Marie geliebt,« fuhr Georg fort, »geliebt, wie ein ehrlicher Mensch mit einem jugendlichen Herzen nur immer ein Mädchen lieben kann, aber wenn man so grausam getäuscht wird wie ich, dann muß die heftigste Liebe erkalten. Ich läugne nicht, daß ich wahrhaft liebeskrank war, doch jetzt bin ich gesund.«

»Aber das ist es ja eben,« stammelte Schindler, »was Ihnen Marie sagen will. Sie will Sie aus Ihrem Irrthum reißen. Es ist ja gar nicht wahr, daß sie Hirschmeyer liebte.«

»So? Weil es sich nun gezeigt hat, daß dieser Hirschmeyer ein Schuft ist, der bald einem Strick, statt einem andern Bande, statt dem Bande der Ehe, angehören wird; weil es sich gezeigt, daß Marie in ganz Wien kein rechtschaffener Mensch heiraten wird, weil alle Welt auf Vater und Tochter mit Fingern weise, und in jeder Kneipe von der schönen, reichen Tischlerstochter, die in einen Raubmörder verliebt ist, gesprochen wird; jetzt wäre ich gut; jetzt würde ich sogar von dem starrsinnigen, geldstolzen Vater eingeladen, die Tochter zu besuchen; jetzt hätte ich Hoffnung, sein Schwiegersohn zu werden. — Ich danke recht schön, ich muß nicht von Allem haben; auch wenn ich noch der arme Geselle wäre, diese schöne Schüssel von der Tafel des Ueberflusses ließe ich an mir vorübergehen. Ich möcht' mir den Magen verderben.«

»Aber dies kann ich ja meiner Tochter nicht wieder sagen,« versetzte Schindler. »Sie hören ja, daß sie auf den Tod krank ist. Diese Ihre Aeußerungen würden ihr ja das Herz abstoßen.«

»O der betrogene Georg stößt ihr nicht das Herz

ab, da gibt es ganz andere Leute, welche dies thun. Uebrigens hat sie auch einen sehr gescheiden Vater, einen Vater der sehr wundervolle Briefe schreibt, dieser Vater mit seinen dreimalhunderttausend Gulden wird sein Kind schon trösten! Leben Sie wohl, Herr Schindler, ich gehe jetzt meinen Geschäften nach. Ich lasse die Tischlerhölzer in meine Werkstatt bringen, die auf Credit zu erhalten Sie mir den Weg verrammelten. Ich bezahlte diese Hölzer nun bar; dagegen können Sie wohl nichts haben. Oder darf ich dies vielleicht auch nicht?«

Schindler wollte antworten, aber Georg war bereits fortgegangen.

Schindler lief wie ein Verzweifelter in seiner Stube herum.

»Es ist zu viel!« sprach er. »Es ist zu arg, wie man mit mir umspringt. Dieser Georg, dieser Bursche, der vor mir völlig im Staube sich wand, dieser hergelaufene Mensch setzt sich jetzt auf's hohe Pferd und thut gerade so, als wenn er, wie ich, dreimalhunderttausend Gulden, ja wenn er sechsmalhunderttausend Gulden im Vermögen hätte! — Es war noch gar nicht die Rede davon, daß ich ihm jetzt meine Tochter an den Hals werfen möchte, und er setzt mir, ohne noch meine Gesinnung zu wissen, den Stuhl vor die Thür'! — Nun warte, Gelbschnabel, das soll Dir nicht unvergolten bleiben. Es wird mir gewiß etwas einfallen, Dir dein rücksichtsloses, ja unbarmherziges Betragen gegen mich und meine Tochter zu vergelten.«

Frau Walpurga kam jetzt rasch zur Thüre herein.

»Aber was ist denn das,« schnaubte sie den Meister an, »Mamsell Marie hat durch ihr Fenster Georg ins Haus

treten sehen, und nun ist er nicht mehr da! Gewiß haben Sie, Herr Schindler, ihm wieder solche Bitterkeiten gesagt, daß der arme Mensch davonlief? Um Gottes willen, was haben Sie angerichtet! Sie riskiren ja, daß das arme Kind den Verstand verliert; Sie sind ja schlechter als der Hirschmeyer, der hat doch nur fremde Leute umgebracht, aber Sie morden das eigene Fleisch und Blut!«

»Laß sie mich ungeschoren, sie alter Hausdrache, sie ist auch auf die Welt gesetzt worden, mir die Welt zur Hölle zu machen.«

»Ei? Ich mache Ihnen die Welt zur Hölle? — Sie thun dies! Sie sind der Unglückliche, der besessen vom Geldteufel, Hochmuthsteufel, Geizteufel, vom Zankteufel, vom Teufel des Unfriedens und dem Teufel des Neides, dieses friedliche Bürgerhaus in die Wohnung des Satans verwandelt hat! — Wenn jetzt Mariens Mutter aus dem Grabe aufstehen und sehen könnte, wie abscheulich, wie heimtückisch ihr geliebtes Kind behandelt wird! — Haben Sie vergessen, was Sie Ihrer Seligen auf dem Sterbebette versprochen, gelobt und zugeschworen haben? — Schindler, sprach sie, das Leben und das Glück unserer Marie leg ich Dir ans Herz, und Sie jagen Marie in Elend und Tod?! — Können Sie denn bleiben in dem Zimmer, in welchem das Porträt Ihrer unvergeßlichen, tugendhaften, engelsguten Frau ist? — Da schauen Sie hin, was sie Ihnen für Blicke zuwirft! Schindler, scheint sie zu sagen, auf diese Art hältst Du dein Wort? Auf diese Art löst Du deinen Schwur? Schindler, ich verklage Dich bei Gott! Schindler, geh in Dich, oder fürchte die Strafe des Allmächtigen!«

»Hör' sie auf mit ihren entsetzlichen Reden, oder ich verlasse sie und mein Kind und wandere aus. Mit meinem Gelde werde ich überall willkommen sein.«

»Mit Ihrem Gelde! Das dritte Wort immer wieder das Geld, das noch in keines Menschen Hand so viel Unheil angerichtet hat, als in der Ihrigen! — Ich wünschte, Sie wären ein Bettler, dann wären Sie doch ein Mensch geblieben, indeß Sie jetzt ein Bär, eine Hyäne, ein Tiger sind! Doch weshalb vergleiche ich Sie mit diesen edlen Viehern? Der Bär, die Hyäne, der Tiger lieben ihre Jungen und sorgen für sie, indeß Sie herzloser, gefühlloser Schakal nur beklagen, daß Sie Ihr Junges nicht zerfleischen und aufzehren können!«

Schindler fuhr auf die Haushälterin los und wollte sie im höchsten Grimme am Halse packen.

»Wie Sie mich angreifen, rufe ich die Krämerswitwe mit ihren drei Töchtern zu Hilfe! — Doch ich sehe den Doctor kommen, den schickt unser Herrgott; dem Doctor sage ich Alles, denn ein Doctor muß Alles wissen!«

»Mich seht Ihr nie wieder,« tobte Schindler und stürzte zur Thüre hinaus, rasch an dem Arzte vorüber eilend.

Die Bestürzung war nicht gering, als Frau Walpurga in solcher Aufregung Herrn Schindler aus dem Hause eilen sah.

»Was ist geschehen?« fragte der Doctor. »Herr Schindler hat mich ja fast über den Haufen gerannt?«

»Ach, ich bin doch wohl zu weit gegangen!« versetzte die Haushälterin. »Ich fühle es, in meiner Liebe zu Marien, die ich groß gezogen, an der ich Mutterstelle vertrat, konnte ich mich nicht mäßigen.«

»Dies bemerkte ich schon gestern,« versetzte der Doctor. »Sie haben den alten Herrn gewiß dadurch am meisten gereizt, daß Sie ihn verhöhnten.«

»Es ist dies leider meine Weise.«

»Was sagte er, als er ging?«

»Anfänglich sagte er, daß er sein Geld nehmen und auswandern wolle; das versetzte mich in den höchsten Zorn, und als ich hierauf etwas sehr Kräftiges erwiederte, schrie er: Ihr sollt mich nicht mehr sehen! — Er wird sich doch nicht ins Wasser stürzen?«

»Warum nicht gar!«

»Er hat einen selbstmörderischen Gedanken schon einmal gehabt. Vor fünfzehn Jahren standen bei einem Baumeister fünfzehntausend Gulden auf dem Sprunge, da wollte er sich aufhängen. Man konnte ihn nicht allein lassen. Tag und Nacht war Jemand um ihn. Er war völlig wahnsinnig. Erst als er sein Geld gerettet sah, kam er wieder zur Besinnung.«

»Aber wenn Sie wissen, welch ein exaltirter Mensch Herr Schindler ist, warum hetzen Sie ihn so?«

»Ach, Herr Doctor, ich habe schon gesagt, ein Mann wie Sie müsse Alles wissen, so entdecke ich Ihnen denn, daß ich der Meinung war, Herr Schindler werde mich nach dem Tode seiner Frau, heiraten; er that es aber nicht!«

»Ich habe mir dergleichen wohl gedacht!« versetzte der Doctor.

»Er hätte mich wohl geheiratet. Wenn mein Bruder, der eine reiche Frau genommen und keine Kinder hat, Witwer geworden, wäre ich bereits Schindler's Frau. Von meinem Bruder hätte ich viel geerbt, aber da starb

mein Bruder, und von seiner Witwe habe ich nichts zu erwarten.«

Man hörte Marie laut den Namen Walpurga rufen.

»Wir wollen zur Kranken,« sprach der Doctor.

»Aber was ihr sagen? Georg ist nicht zu ihr gekommen, der Vater ist auf und davon!«

»Ich werde erst sehen, ob sie sich vollkommen erholt hat, ist dies der Fall, dann können Sie ihr nach und nach beibringen, was Marie zu wissen nöthig hat.«

Der Doctor und Walpurga traten in die Krankenstube.

Marie saß im Bette, hatte Toilette gemacht und sang ein Liedchen.

»Das höre ich gerne!« sagte der Arzt. »Wenn die Patienten singen, muß der Doctor sich verneigen und Abschied nehmen, denn da hat er nichts mehr zu thun.«

»Ach, Herr Doctor, mir ist sehr wohl,« sprach Marie, »mir ist so leicht ums Herz, als wenn ich neu geboren wäre!«

»Sie überraschen mich!«

»Ein Traum hat mich erquickt, ein schöner, herrlicher Traum! Mir träumte, Georg hätte mir geschrieben: »Ich weiß schon Alles. Ich klage Dich nicht an; was kannst Du für die Unbesonnenheit deines Vaters! — Marie, Du wirst mein Weib, und wenn dann Jemand deine Ehre angreift, dann hat dieser es mit mir zu thun.« Ist dies nicht ein schöner Traum.«

»Wenn er nur ausginge,« sagte Walpurga. »Nicht einmal in die Lotterie kann man ihn setzen!«

»Wo ist mein Vater?« fragte Marie. »Er war ja zu Hause! — Wie ist es ihm bei Gericht ergangen?«

»Er hat nichts davon erwähnt! Georg war auch da.«

»So —?« dehnte Marie ziemlich gleichgiltig.

»Hören Sie; Sie haben jetzt das »So?« ausgesprochen, als wenn ich gesagt hätte, der Rauchfangkehrer war auch da! Es scheint,« setzte Frau Walpurga hinzu; »der Herr Papa hat Georg wieder einige Bitterkeiten gesagt, und hat den guten Menschen abermals verscheucht.«

»Das wäre wohl möglich,« versetzte Marie eben so kalt.

»Sie haben ja heute ein Phlegma, wie unsere alte Hausmeisterin, welche den ganzen Tag schläft.«

»Und ist mein Vater fortgegangen?«

»Ja,« antwortete der Arzt. »In Folge eines Rencontres mit Frau Walpurga.«

»Ich habe ihn toll gemacht,« sagte Walpurga.

»Schon wieder?« fragte Marie.

»Ich läugne nicht, ich bin ihm etwas dick gekommen. Ich habe mich geärgert, daß er Georg nicht zu Ihnen ließ.«

»Aber mein Gott, Walpurga, das geht Sie ja nichts an!«

»Nichts an? Wer soll denn hernach reden für Sie, wenn ich es nicht thue?«

»Ich danke Ihnen nicht dafür, wenn Sie meinen Vater rabiat machten.«

»Ei der Tausend! Er hat es nicht besser verdient. Ich habe ihm aber die Wahrheit so gegeigt, daß er wie ein Wüthender zur Thüre hinaus ist: Mich sollt Ihr nicht wieder sehen! rief er, und stürzte fort.«

Marie stieß einen Schrei aus und sank in ihr Kissen zurück.

»O mein Vater!« rief sie. »Es ist zu viel, was ihm geschehen! Schlag auf Schlag! Der alte Mann kann das nicht ertragen! — Herr Doctor, lassen Sie mich aus dem Bette, ich suche meinen Vater! — Gott sei Ihnen gnädig, Frau Walpurga, wenn ich meinen Vater nicht finde!«

Siebenzehntes Capitel.

Das Vorzimmer des Baron Rothschild.

Wo eilte Schindler hin? Wollte er sich ein Leid anthun? — Wollte er durch die Angst, in welche er seine Tochter und die böse Zunge von Haushälterin versetzte, diese auf andere Gedanken bringen?«

Schindler rannte wie ein Besessener fort.

Sein Weg führte ihn nach der Stadt, in dieser eilte er durch mehre Straßen, man möchte sagen, wie ein gehetztes Wild, bis er endlich von Jemand am Arme gepackt und ihm zugerufen wurde:

»Nun, Herr Schindler, wie stehen die Sachen bei Gericht? Wie hat der Criminalrath Ihre Angaben aufgenommen?«

Der also sprach, war der Doctor Mühlbach, derselbe Advocat, den Schindler in seiner mißlichen Lage zu Rathe gezogen hatte.

Schindler gewann erst nach einigen Secunden Fassung.

»Herr Doctor,« sagte er, »mir ist es bei Gericht schlecht ergangen, noch schlechter aber, als ich wieder nach Hause kam.«

»Ich kann Ihnen hier auf der Straße nicht viel sagen,« versetzte Mühlbach. »Was ich Ihnen mitzutheilen habe, er-

fordert, daß wir ruhig und ungestört mit einander sprechen. Würden mich meine Geschäfte nach Hause führen, so müßten Sie mich begleiten. Ich habe aber einen dringenden Gang abzumachen. Baron Rothschild hat mich ersuchen lassen, zu ihm zu kommen. Kommen Sie deshalb Abends zu mir, guter Herr Schindler.«

»Zu Baron Rotbschild müssen Sie, Herr Doctor? da besuchen Sie ja einen meiner heftigsten Feinde. Sie werden sehen, kommt die Rede auf mich, so wird Sie der Baron ganz gewiß gegen mich stimmen.«

»Der edle Rothschild Ihr Feind,« entgegnete Mühlbach. »Was bilden Sie sich ein! Dieser treffliche Mann ist keines Menschen Feind, am wenigsten der Feind eines braven Mannes und gebeugten Familienvaters wie Sie!«

»Alles recht! aber der Baron hält es mit meiner Tochter und mit meinem gewesenen Gesellen Georg.«

»Täuschen Sie sich nicht?«

»Gewiß nicht.«

Schindler erzählte nun seinem Rechtsfreunde Alles, was er mit dem Baron Rothschild verhandelt, und auch die letzte Zusammenkunft mit ihm, und schilderte die barsche Weise, mit welcher Schindler sich von dem Baron verabschiedete.

»Sie waren unartig, Herr Schindler,« erwiederte Mühlbach; »auf solche Weise benimmt man sich nicht gegen Ehrenmänner. Aus dem, was ich jetzt vernommen, geht nicht hervor, daß der Baron Ihr Feind ist, im Gegentheile, er nimmt den wärmsten Antheil an Ihrem Familienglücke.«

»An meinem Familienglücke,« versetzte Schindler.

»Einen saubern Antheil! Mir gerade ins Gesicht zu sagen, ich müßte den verhaßten Georg noch förmlich bitten, daß er meine Tochter heirate! Spricht so ein Freund, ein Mann, der einen gekränkten Vater vor sich hat? Nein, so spricht ein Feind; ein bitterböser Feind, ein schadenfroher Widersacher, ein Gegner auf Leben und Tod!«

Während dieses Gespräches ging Schindler mechanisch neben Mühlbach her und merkte es nicht einmal, daß er auf die Freiung gerathen und geradezu vor das Haus zum »römischen Kaiser«, in welchem, wie der Leser weiß, Baron Rothschild wohnte.

»Kommen Sie mit herauf zu dem Baron,« sagte der Doctor, »sobald ich des Barons Angelegenheit besprochen, will ich Ihrer Besorgnisse erwähnen, und Rothschild wird Sie bei ihm eintreten lassen und Sie gewiß überzeugen, daß Sie ihm Unrecht thun.«

»Ich mit dem Baron sprechen? dem ich gesagt, daß er und ich nun miteinander ausgeredet hätten! Was müßte sich der Baron von mir denken! Er müßte denken: Ich sei gekommen, um so zu handeln, wie er wünscht, und dafür soll mich der Himmel bewahren?«

»Nun, so reden Sie nicht mit dem Baron, lassen Sie sich nur so lange ich bei ihm bin, im Vorzimmer nieder, ruhen Sie aus; Sie sind ganz echauffirt! Sobald ich meine Geschäfte beendet, begleiten Sie mich in meine Kanzlei und Sie erhalten dann Instructionen, wie Sie sich zu benehmen haben, damit Ihr häuslicher Jammer einmal endet, und Sie wieder Ihren Frieden finden können.«

Schindler ließ sich ins Vorzimmer des Barons führen und versprach dort zu warten.

Als Doctor Mühlbach mit Schindler eintrat, fanden beide das Vorzimmer gefüllt mit Herren und Frauen, welche hier gleichsam antichambrirten.

Der Kammerdiener Müller eilte, als er den Doctor Mühlbach erblickte, auf ihn zu und rief:

»Es ist gut, Herr Doctor, daß Sie schon hier sind, der Herr Baron wünscht, daß Sie sogleich bei ihm eintreten möchten. Die Angelegenheit ist höchst dringend.«

Doctor Mühlbach begab sich in das Bureau des Barons.

Schindler ließ sich auf einem Stuhle neben dem Ofenschirm nieder, und betrachtete sich die Herren und Frauen, die hier eintraten.

Da gab es Personen aus allen Ständen, sogar ein katholischer Pfarrer vom Lande war zugegen. Den Pfarrer hatte der Baron zu sich bestellen lassen, um ihm für eine, durch Feuer verunglückte Gemeinde eine reiche Spende einzuhändigen.«

»Gottes Wunder!« rief ein Mann, der ebenfalls hier wartete, »was ist der große Baron für ein großer Baron! — Herr Kammerdiener Müller, haben Sie schon jemals gedient einem edleren Menschen, als dem großen Baron Rothschild? Lahm will ich werden, blind, taub und stumm, meine Füße sollen aussehen, wie die Füße eines Schlachtpferdes, das alle vier Hufe verloren bei der Schlacht von Waterloo, wenn ein zweites Exemplar wie Baron Rothschild in der Menschheit des ganzen Continentes zu finden ist! — Herr Kammerdiener,« setzte der Mann hinzu, »da ich nun den großen Baron gelobt, wie einen großen Baron, Herr Kammerdiener, so lassen Sie mich zu ihm hinein, zu dem großen Baron!«

»Das kann jetzt nicht sein,« versetzte Müller. »Sie wissen ja, wer so eben bei meinem Herrn eingetreten ist. Wenn sein Rechtsfreund bei ihm ist, darf ich Niemand melden.«

»Wie heißt Niemand? Wer ist der Niemand? Wie heißt Rechtsfreund! Was kann so ein Rechtsfreund bei ihm wollen? Nutzen schafft er dem Baron keinen, aber ich bring' Nutzen! — Gehen Sie hinein und melden Sie mich, und sagen Sie, ich sei mehr als ein Rechtsfreund, ich sei mehr als ein Minister, ich sei mehr als ein König; hören Sie wohl zu, was ich sage, melden Sie dem Herrn Baron: der Schwager von unserm Herrgott sei da!«

»Wer sind Sie?« fragte der Kammerdiener.

»Der Schwager von unserm Herrgott, und für diesmal genug.«

»Ich werde es dem Baron sagen,« versetzte Müller, lachte und ging in das Bureau.

Baron Rothschild kam alsobald heraus.

»Den Schwager von unserm Herrgott darf ich nicht warten lassen,« sagte der Baron zu dem Manne, den ihm der Kammerdiener bezeichnete. »Wie kommen Sie dazu, sich dafür auszugeben?«

»Herr Baron,« versetzte der Angesprochene, »ich habe Ihnen ein Geschäft vorzuschlagen, ein Geschäft, das zweihundert Procent abwirft. Auf Ehre!«

»Ich will nichts von einem Geschäft wissen,« antwortete der Baron, »ich will wissen, wie Sie dazu kommen, sich für den Schwager von unserm Herrgott auszugeben?«

»Herr Baron,« erwiederte der Mann, »es ist die reine Wahrheit, ich bin wirklich der Schwager von unserm Herr Gott. Wollen Sie wissen, wieso ich der Schwager bin, so werde ich es Ihnen erklären: Es waren zwei Schwestern,« hub der Mann an, »die Eine habe ich genommen, die Andere hat Gott genommen, daher bin ich sein Schwager! — Ist es wahr oder nicht?«

»Sie sind ein Bonmotist, der das Heiligste nicht schont,« versetzte der Baron. »Solche Leute sind mir unausstehlich! Lassen Sie sich in meinem Hause nicht mehr sehen!«

Der Baron kehrte in sein Bureau zurück und ließ den Unverschämten stehen.

»Nun sage mir Einer!« rief der Mann mit dem unanständigen Witze, »was man thun muß, daß Einem der Baron anhält! — Man soll hohe Verwandte haben, will man hier Geltung erhalten, und soll einflußreiche Männer kennen! Nun bin ich der Schwager vom Allerhöchsten und für den großen Baron noch zu wenig. Wehe geschrien über den großen Baron! — Vier Wochen habe ich gestudirt über diesen Witz. Gemacht habe ich ihn in achtundzwanzig Nächten! Was ist nun zu thun? — Ich geh zu dem kleinen Lämmel, vielleicht goutirt dieser meinen kühnen Gedanken.«

Er ging.

Nun trat eine Frau herein mit einem kleinen Mädchen.

»Kann ich den Baron sprechen?« fragte die Frau.

»Was wünschen Sie von ihm,« erwiederte der Kammerdiener.

»Ich möchte den Baron bitten, dieses mein Kind, ein

Wunderkind, anzusehen und anzuhören. Meine Sali ist fünf Jahre alt, und weiß bereits zweiundsiebzig Gedichte auswendig. Diese Gedichte declamirt sie, alle zweiundsiebzig nacheinander ohne Souffleur, macht mit den Füßen Stellungen dazu, und strickt, während sie die zweiundsiebzig Gedichte hersagt, einen Kinderstrumpf.«

»Der Herr Baron hat keine Zeit.«

»So wird sie nur sechsunddreißig Gedichte hersagen, und nur einen halben Kinderstrumpf stricken. Melden Sie mich.«

Der Kammerdiener ersuchte die Frau ein anderes Mal zu kommen.

Jetzt erschien ein Mann und ließ den Baron bitten, bei dem Kinde, das seine Frau gestern geboren, zu »Gevatter« zu stehen.

»Sie scheinen nicht zu wissen,« bemerkte der Kammerdiener, »daß dies unmöglich ist. Der Herr Baron gehören nicht dem christlichen Glauben an.«

»Dies hat nichts zu sagen,« antwortete der Mann, »daraus mache ich mir nichts.«

»Ich will nicht daran zwfeln, daß Sie sich hieraus nichts machen,« versetzte der Kammerdiener. »Aber ein Nichtchrist wird in der katholischen Kirche als Pathe nicht angenommen, darf nicht angenommen werden.«

»Ich lasse den Herrn Baron bitten, dennoch dieses »christliche Werk« auszuüben und seinen Cassier als Taufpathen zu senden. Verstehen Sie, den Cassier, dieser wird doch ein Christ sein?«

»Ich werde Ihr Ansuchen melden.«

Der Kammerdiener kam zurück und überbrachte dem Manne fünfzig Gulden.

»Der Herr Baron übersendet Ihnen dies für die Wöchnerin nnd laßt Sie ersuchen, einen andern Gevatter zu wählen.«

»Fünfzig Gulden nur,« bemerkte der Mann, »fünfzig Gulden als Pathengeschenk vom Baron Rothschild! — Da hat mir im vorigen Jahre der Großhändler Werthheimstein achtzig Gulden gegeben. Ich finde Baron Rothschild wird immer geiziger!«

Er steckte die fünfzig Gulden in seine Brieftasche und ging ganz ärgerlich fort.

»Das Vorzimmer des Barons Rothschild,« sagte Schindler, »ist doch höchst interessant. »Besonders wenn man mit eigenen Augen sieht, und mit eigenen Ohren hört, welche Masse von Leuten auf seine Großmuth losstürmen, welch' ein indiscretes Gesindel auf ihn speculirt! Wenn man sieht,« setzte Schindler hinzu, »daß sich dies Alles wirklich ereignet hat, und daß die Unverschämtheit in der Anmeldstube den höchsten Grad erreicht, so begreift man, welchen Unwillen die Reichen öfter gegen die Bettler empfinden müssen.«

Neuerdings ging die Thür auf und herein traten Marie und — Georg, von der Haushälterin begleitet.

Schindler traute seinen Augen kaum.

Die drei so eben Angekommenen bemerkten Schindler nicht.

Schindler machte hinter dem Rücken derselben gegen den Kammerdiener eine bittende Geberde, daß er seine Anwesenheit nicht verrathen möge. Er legte den Finger auf den Mund und sah den Kammerdiener mit Blicken an, die seinen Wunsch aussprachen. Hierauf drückte sich Schindler hin-

ter den Ofenschirm und horchte ängstlich auf das, was Marie und Georg sprechen würden.

»Ist mein Vater nicht hier?« fragte Marie mit Thränen in den Augen.

»In diesem Momente sehe ich ihn nicht,« antwortete Müller.

»Ich bin todkrank,« sagte Marie, dessenungeachtet habe ich mich aus dem Bette gerafft mit unserer Haushälterin. In allen Häusern, in welchen mein Vater bekannt ist, habe ich ihn bereits gesucht. Auf der Stiege begegneten wir Georg, Er und ich fragen Sie, Herr Müller, um Gotteswillen, was ist mit meinem Vater vorgegangen?«

Sie sank erschöpft auf einen Stuhl.

Achtzehntes Capitel.

In Waldberg.

Das achte Capitel des ~~dritten~~ Theiles unseres Romanes schlossen wir mit den Worten: »Wenn der gütige Leser vermeint, in Walberg an der bairischen Grenze, würden Wagmann's Mörder ergriffen, so irrt der gütige Leser, in Walberg hat sich etwas ganz Anderes zugetragen.«

So war es auch. Als Therese, Wagmann's Bruder, Christoph und die Jäger des Streifcommandos dort ankamen, fanden sie allerdings die beiden Verbrecher, aber sie fanden sie in ihrem Blute, sie fanden sie todt, gefallen den einen von des andern Hand, den letzteren durch einen Selbstmord getödtet.

Paul, der Mann des bösen Weibes, welches in Margarethen hauste, hatte auf der langen Flucht keinen Branntwein getrunken; er war nüchtern geblieben und sein Gewissen, das der Trunkenbold durch betäubende Getränke zum Schweigen gebracht, erhob nun seine Stimme um so lauter und schrie ihm das entsetzliche Wort Mörder unaufhörlich zu. Alle seine Verbrechen hielt ihm seine innere Stimme vor und am gräßlichsten die Blutthat an Wagmann, die sicher seine scheußlichste war.

Anfänglich suchte er sein Verbrechen vor sich selbst zu beschönigen. Er sprach zu sich: »Wohl war ich der Mörder

des Unglücklichen, aber nicht aus meinem Willen ging der Banditenstreich hervor; Hirschmeyer stachelte mich durch mein Weib hiezu auf. Mein entsetzliches Weib empfing den Lohn, ich nur den Fluch, den Fluch der Sünde.«

Als der Mörder von den Furien des Gewissens und seiner Angst gepeitscht, gejagt wie ein schweißtriefender Hirsch, — bei einem Gewitter, wie seit Menschengedenken kein gräßlicheres gehaust, durchnäßt und von Kälte erstarrt, in der Nähe von Walberg ankam, mußte er in einem einsam stehenden Wirthshause Schutz vor dem gräßlichen Unwetter suchen. Er vermochte nicht einen Schritt weiter zu thun.

Die schmutzige Stube wimmelte voll Menschen, die alle hier Unterstand fanden. Ein pestialischer Tabakqualm machte den unheimlichen Ort so düster, daß man die eigene Hand vor den Augen nicht hätte erkennen können.

»Zusammenrücken!« herrschte der Wirth einer Truppe Bauern zu. »Zusammenrücken oder nach Hause gehen; Ihr zecht schon seit zwei Uhr Mittags, jetzt wird's sogleich Mitternacht und keiner rührt sich von seinem Platze; ich dächte doch, daß Ihr Euch fortpacken könntet; Ihr seid vom nächsten Dorfe, indeß die Reisenden von weit und breit herkommen und in diesem Grenzorte nirgends ein Obdach finden können als bei mir.«

»Nach Hause gehen wir nicht,« sagte einer der Bauern, »wir müssen noch jeder ein paar Maß Bier zu Grunde richten, aber Platz wollen wir dem Fremden machen, wenn er hier vorlieb nehmen will.«

»Gebt mir ebenfalls Bier!« sagte Paul zum Wirth, »und hängt meinen Rock zum Ofen, damit der Regen abläuft und der Rock trocknen kann.«

Der Wirth nahm den Rock und die Mütze Pauls und hing beides an den Ofen.

»Habt Ihr denn häufig solche Gewitter in euren Bergen?« fragte Paul die Bauern.

»O ja,« versetzte einer der Angeredeten; »der Regen ist bei uns nichts Neues, aber heute ist ein Wolkenbruch niedergegangen und Blitz und Donner sind so entsetzlich wie noch nie. Ich hab' ein solches »Remissori« in dieser Gegend noch nicht erlebt.«

Der Bauer endete kaum seine Rede, als wieder ein Blitz den Himmel spaltete und ein Donnerschlag folgte, als sollte die Erde mitten entzwei bersten.

Die ganze Stube stand mehrere Secunden wie in einem Flammenmeere.

»Jesus Maria!« rief eine Weiberstimme.

Wagmann's Mörder horchte hoch auf und starrte nach dem fernen Ecke der Stube, aus der die Stimme tönte. Wieder folgte ein eben so entsetzlicher Blitz und gräßlicher Donnerschlag. Paul starrte nach der Ecke der Stube und sagte für sich:

»Meiner Seele, mein Weib sitzt dort, und der Schurke Hirschmeyer sitzt bei ihr! Ich will mich nicht sehen lassen, sonst vereitle ich meine Anschläge!«

Er verbarg sich hinter den Bauern, die ihn mit ihren breiten Hüten ganz verdeckten, und nahm unbemerkt ein großes Messer vom Tische, mit welchem die Bauern ihr Brot geschnitten hatten.

Nun ertönte ein Geräusch wie von Waffen.

Alle Personen, welche vom Preßbaum aufgebrochen

waren, traten herein. Die Jäger mit ihren Stutzen hinter ihnen.

Hirschmeyer erblickte kaum die Eintretenden, so stand er auf und suchte die Thüre zu gewinnen. Paul bemerkte seine Absicht, packte ihn bei der Brust und herrschte ihm zu: »Steh, Elender! bevor wir mit einander fertig sind, sollst Du keinen Schritt aus dieser Stube weichen!«

Neunzehntes Capitel.

Jeannette geht in die Falle.

Georg eilte, bevor er in das Haus Rothschild trat, noch in das Palais des Grafen Pahlmann und überbrachte diesem die, von dem letzteren geforderte Chatouille, welche, wie der Leser sich erinnern wird, der Chatouille der Frau von Blümlein wie ein Ei dem andern ähnlich war.

Wie Georg sich den Besitz des Silber- und Goldbehältnisses, welches doch in dem Magazine des Herrn Schindler war, zu verschaffen verstand, wissen wir zur Zeit noch nicht, aber ohne Zweifel wird Georg es selbst sagen.

Als der Graf die Chatouille durch Georg erhielt, war er hoch vergnügt. Er wiederholte noch einmal, daß er dieser Meisterarbeit höchsten Orts Eingang zu verschaffen bemüht sein wolle, und versprach für Georgs Glück väterlich zu sorgen.

Schon früher ließ er Jeannetten wissen, daß, sobald sie aus dem Schuldenarreste entlassen sein würde, sie nicht in die Wohnung der Frau von Blümlein zurückkehren, sondern ihn, den Grafen, besuchen möchte, da ja ohnehin Frau von Blümlein verreist sei.

Jeannette ging auch aus dem Polizeihause directe zu dem Grafen.

»Er wird mich für den ausgestandenen Schuldenarrest

entschädigen,« dachte sie, als sie im Vorzimmer wartete: »der Graf wird seinen Unwillen gegen mich vergessen haben, und ich werde recht großmüthig belohnt werden.«

Der Graf ließ Jeannette in seinen Salon eintreten.

Der Graf saß im Lehnsessel und schien überaus heiter und freundlich.

»Meine liebe Jeannette,« sagte der Graf, »ich habe für meine Person eigentlich nichts mit Ihnen zu sprechen. Ich bin nur der Bevollmächtigte der Frau von Blümlein und habe von dieser Ihnen den Dank für das ausgesprochene Opfer darzubringen, die Verhaftung im Polizeihause auszugleichen und Ihnen anzukündigen, daß Frau von Blümlein auf Ihre ferneren Dienstleistungen nicht weiter reflectire.«

»Auf meine Dienstleistungen nicht weiter reflectire?« wiederholte Jeannette ganz betreten, »mein Gott, da wäre ich ja entlassen?«

»Es ist so,« versetzte der Graf. »Frau von Blümlein hat bereits eine andere Kammerjungfer aufgenommen, und diese ist auch schon mit der Post ihr nachgereist.«

»Aber mir hätte doch gekündigt werden sollen.«

»Sobald Sie, liebe gute Jeannette, einen halben Monat bezahlt erhalten, kann von einer Kündigung nicht die Rede sein.«

»Also vierzehn Tage nur, wie ein gemeiner Dienstbote? Kammerjungfern, wenn sie wegen Abreise der Herrschaft schnell entlassen werden, erhalten einen Vierteljahrslohn.«

»Darüber müßte ich mich im Dienstbotenamte erkundigen. So lange mir keine ämtliche Weisung zugekommen,

muß ich mich strenge an die Aufträge von Frau von Blümlein halten.«

»Aber dies können ja Euer gräfliche Gnaden nicht zugeben.«

»Was kann ich nicht zugeben?«

»Daß ich so infam behandelt werde.«

»Infam? Auf welcher Seite ist die Infamie?«

»Nun, ich will doch meinen, auf der Seite der gnädigen Frau? . . . Ich bin jetzt schon so lange in ihrem Hause, habe viel thun müssen, wozu ich eigentlich nicht aufgenommen wurde, war sehr häufig der Sündenbock der gnädigen Frau, habe tausend Lügen erfinden, habe alle ihre Intriguen ausführen müssen, welches mir am meisten auf's Herz fiel, wenn ich die Rücksichtslosigkeit mit ansehen mußte, mit der Euer gräfliche Gnaden von Frau von Blümlein behandelt wurden.«

»Weiter im Texte!« erwiederte der Graf, »ich will alle Ihre Verdienste um Frau von Blümlein erfahren, meine gute, ehrliche, delicate Jeannette.«

»Euer gräfliche Gnaden sind schon wieder empfindlich!« fuhr Jeannette fort; »ich bemerke es aus dem schneidenden Tone, mit welchem Euer gräfliche Gnaden die letzten Worte betonten; ich kann mir aber nicht helfen, ich muß wieder auf das Thema, daß Sie von Frau von Blümlein schmählich betrogen wurden, zurückkommen.«

»Ich habe der Frau von Blümlein verziehen, was sie mir zugefügt, und wenn ich einmal verziehen, so trage ich nichts nach; auch ist Frau von Blümlein jung und eine Witwe, und ich bin alt und muß mir Manches gefallen lassen. Ich bin von Weibern getäuscht worden, als ich noch vierundzwanzig Jahre alt war, weshalb soll ich mir jetzt,

da ich ein Greis bin, über irgend eine Flatterhaftigkeit einer Schönen Gram bereiten . . . Ein anderes Thema, liebe, zartfühlende, charmante Jeannette, ein anderes Thema! Welche Verdienste haben Sie noch um Frau von Blümlein?«

»Wo komme ich denn jetzt her, Euer gräfliche Gnaden?«

»Aus dem Polizeihause.«

»Wie bin ich denn in das Polizeihaus gekommen? Und auf welche Veranlassung?«

»Die Veranlassung war ein nicht bezahlter Wechsel, oder eigentlich der Rest eines nicht bezahlten Wechsels, den der Abschaum aller Advocaten, ein bekanntes, verworfenes, anrüchiges Subject, benützte, sein Müthchen an Frau von Blümlein zu kühlen und dabei drei Gauner und Wucherer zu verpflichten.«

»Aber war ich denn auf dem Wechsel unterschrieben, hatte ich denn den Rest dieses nicht bezahlten Wechsels zu tilgen?«

»Gewiß nur Frau von Blümlein.«

»Ich wurde aber eingesperrt?«

»Sie ließen sich selbst einsperren, gute Jeannette, oder glauben Sie, ich wisse nicht, wer der Gläubiger der Frau von Blümlein gewesen? . . . Sie waren es, Mamsell, und sind noch im Besitze mehrer Wechsel auf Ihre Herrschaft, welche Sie mit Wohlthaten überhäufte, die Sie zum Danke dafür in die gröbsten Wuchernetze lockten und endlich selbst den unerhörtesten Wucher mit ihr trieben?«

»Das ist nicht wahr!«

»So spricht man nicht mit mir!«

»Das ist nicht wahr! Ich fordere Beweise.«

»Soll ich den Doctor Reißer kommen lassen und ihr, sie unverschämte Person, ins Gesicht sagen lassen, was sie mit ihrer Frau für schändliche Dinge getrieben? . . . Sogleich wird Doctor Reißer hier eintreten, dessen elendem Treiben ich ein Ende gemacht, und der als Begünstiger des Wuchers, Rabulist und Veruntreuer wohl am längsten wird Advocat gewesen sein.«

»Und wenn ich so klug war,« antwortete Jeannette mit einer Frechheit, die nur ihr eigen war, »wenn ich so klug war, von dem Gelde, das Frau von Blümlein jahraus jahrein, in die Taschen der Wucherer zu spielen bemüht war, auch ein kleines Sümmchen in meinen Säckel zu leiten, kann man mich darüber zur Rede stellen? Sie soll nur klagen diese liederliche Madame, wir werden sehen, wer die Lacher auf seiner Seite hat!«

»Jetzt, Verworsene, ist dein Los gefallen!« tobte der Graf und sprang vom Stuhle auf. »Ich wollte auf gutem Wege mit Dir fertig werden, aber wo ein weibliches Wesen so entartet ist wie Du, da sind Gnade und Nachsicht übel angewendet, und nun, Diebin, mache Dich auf das Aergste gefaßt.«

»Diebin! Wem habe ich etwas gestohlen? Und wenn Sie ein Herzog wären, Herr Graf, so leide ich eine solche Beschimpfung nicht von Ihnen. Diebin! Diebin! nehmen Sie dies Wort zurück, oder Sie haben ein Paar Augen zu viel!«

»Es ist alles entdeckt!« tobte der Graf. »Während Du, elende Creatur, im Polizeihaus saßest, kam ich der gestohlenen Chatouille auf die Spur. Kennst Du sie noch?«

Der Graf zog an einer Glockenschnur, und in diesem Augenblicke trat ein Commissär ein und mit ihm zwei Domestiken des Grafen, welche die von Georg dem Grafen überbrachte Chatouille auf den Tisch setzten, den Deckel der Chatouille aufrissen und Jeannette einen Blick auf das reiche Silber werfen ließen, das hier aufgespeichert lag.

Jeannette stieß einen Schrei aus und sank auf einen Stuhl.

»Haben Sie die Güte, Ihr Amt zu handeln,« sagte der Graf und verließ den Saal.

Ein Actuar trat ein.

Die Bedienten entfernten sich.

Als Jeannette sich wieder erholte, begann der Commissär die üblichen Fragen, welche Jeannette mit steigender Angst und heftigem Weinen beantwortete. Endlich fragte der Commissär:

»Wann hat sie den Diebstahl begangen?«

Sie beichtete ganz offenherzig.

Der Actuar schrieb jedes Wort nieder.

Endlich fragte sie der Commissär:

»Und wo verbarg sie den Raub?«

»In meinem Zimmer.«

»Und wo dann später?«

»Da Sie die Chatouille gefunden haben, so wissen Sie ohnehin schon Alles!«

»Nein, sie muß jeden Umstand genau angeben. Sie muß ein offenes Geständniß ablegen. Ihre Sache ist es, die reine Wahrheit zu sagen, wenn sie sich ihre Lage nicht noch verschlimmern will.«

Jeannette war nun sehr umständlich.

»Als ich die Chatouille einmal in meinem Zimmer

hatte,« sagte sie, »so war es mir ein Leichtes sie fortzubringen. Nach dem Plane meines Geliebten, der auf der Straße wartete, bis Alles im Hause und vor dem Hause ruhig war, öffnete ich das Fenster, holte ein paar feste Stricke herbei, die ich mir früher schon zurechtgelegt hatte, und ließ die Chatouille vom Fenster auf die Straße hinabgleiten, auf welcher sie mein Geliebter in Empfang nahm. Er und sein Bruder trugen sie in einen bereitstehenden Wagen und fuhren damit nach der Alservorstadt in eines der niedern Häuser, welche so viele Gassenladen besitzen. Sie schafften die Chatouille dort in das Quartier eines Maurers, bei dem der Bruder meines Geliebten sich aufhält . . . Es war schon Alles vorbereitet. Aus der Mauer, auf welcher der Kachelofen aufgeführt ist, waren die nothwendigen Ziegelsteine herausgenommen, die Chatouille in die gemachte Oeffnung hineingeschoben und die Oeffnung wieder zugemauert.«

»Für heute genug,« sagte der Commissär. Er ließ das Protokoll schließen und gebot dem Actuar, die Verbrecherin nach dem Polizeihause zu führen.

Jeannette wand sich auf der Erde vor Verzweiflung. Sie schob den ganzen verbrecherischen Anschlag auf ihren Geliebten und seinen Bruder. Sie bat um Gnade, sie flehte den Commissär an, den Grafen noch einmal sprechen zu dürfen.

Der Commissär war unerbittlich.

Jeannette wurde fortgeführt.

Als Jeannette das gräfliche Palais verlassen, trat der Graf bei dem Commissär ein.

»Nicht wahr,« sagte der Graf, »meine List ist gelungen. Nun wissen wir wo die Chatouille steckt?«

»Ihnen, Herr Graf, gereicht es nicht zum Vorwurfe, daß Sie der Diebin diese Falle legten, aber dem Gerichte wäre dieser Weg, ein Geständniß zu erlangen, höhern Orts strenge verboten worden. Die Gesetze gestatten nicht, durch eine Täuschung der Wahrheit auf den Grund zu kommen.«

»Das ist mir gleichgiltig,« erwiederte der Graf. »Wenn nur die Wahrheit an den Tag kommt. Ich habe die ganze Aussage der Verbrecherin vernommen und bitte Sie um Erlaubniß, Zeuge von der Ausmauerung des Schatzes sein zu dürfen. Ich fahre mit hinaus nach der Alser-vorstadt.«

»Dies kann ich nicht verweigern,« versetzte der Commissär. »Nur bemerke ich Ihnen, daß ich mit einer gehörigen Anzahl von Polizeidienern und Polizeisoldaten jenes Haus in der Alservorstadt umstellen und besetzen lassen muß, ich hoffe dort ein wahres Diebsnest aufzufinden, vielleicht komme ich auch dem Geliebten der Verbrecherin und dessen Bruder auf die Spur.«

»Warum fragten Sie das Mädchen nicht, wo der Geliebte sich aufhalte?«

»Da hätte sie ja entdeckt, daß wir ihn noch nicht haben; sie aber muß glauben, daß er früher, und daß erst durch ihn die Chatouille aufgefunden wurde.«

»Sie haben Recht.«

Die nöthigen Wagen fuhren vor.

Auch der Graf wählte einen Fiaker.

Die Expedition wurde mit aller Vorsicht eingeleitet.

* * *

Als der Commissär mit dem Grafen in der Alservorstadt ankam, verfügten sich Beide vorher zur Bezirksdirection. Es wurden noch ein paar Commissäre und die nöthige

Anzahl von Amtsdienern und von Mannschaft der sogenannten neuen Wache, dann zwei Maurer, welche der Bezirks-commissär beorderte, mitgenommen und das Diebsnest gehörig umstellt.

Der Commissär und der Graf traten zuerst ein.

Der Maurer, sein Weib, seine Tochter und — der Bruder von Jeannettens Geliebten saßen gerade bei Tische.

Der Commissär ließ schnell die Wache eintreten, welche die vier Verdächtigen ergriff, den Maurer augenblicklich so wie den jungen Mann am Tische trotz alles Sträubens fesselten, in zwei Wagen abgesondert setzten, und mit ihnen nach der Stadt fuhren; die Weiber wurden einzeln zur Bezirksdirection geführt, von welchen die junge auf der Stelle zu beichten anfing und ihrer Mutter zurief:

»Mutter! Jetzt haben wir das Unglück! Was hab' ich immer gesagt, die Geschichte kommt auf! Sie kommt auf!«

Der jungen Person wurde geboten zu schweigen. Sie ließ sich ruhig führen, die alte spectaculirte sehr und konnte nur auf nachdrückliche Weise zur Ruhe gebracht werden.

Als die verdächtigen Leute arretirt waren, ließ der Commissär die Mauer unter dem Kachelofen aufreißen, nicht eine Ziegeldicke stark war das Scheingemäuer, die Chatouille kam zum Vorschein und der Schatz ward gehoben.

»Nun Gott sei Dank!« sagte der Graf, »die Schwere des Kastens zeigt mir an, daß nichts oder sehr wenig daran fehlt. Nun erbarmt mir beinahe die Diebin, die ich durch List zum Geständniß brachte. Ich werde bei Gericht für sie

bitten, daß sie nicht mit einer zu schweren Strafe belastet wird.«

»Die Art wie sie in die Falle gelockt wurde, wird ein mildernder Umstand für sie sein. Statt auf fünf Jahre wird sie auf drei Jahre ins Zuchthaus kommen.«

»Großer Gott!« rief der Graf, »das raubt mir meine Ruhe und ich mache mir die bittersten Vorwürfe, einen Menschen unglücklich gemacht zu haben.«

Während dieser Worte verfügten sich die Anwesenden in ihre Wagen.

Die Diebsherberge wurde abgesperrt.

Der Graf, der Commissär und die Assistenz trennten sich auf verschiedenen Wegen.

Zwanzigstes Capitel.

In Walberg.

Wir kehren für einige Augenblicke nach Walberg an der bairischen Grenze zurück, um dort das große Trauerspiel zu beendigen, von welchem der Leser bereits Kenntniß genommen.

Paul faßte den verhaßten Hirschmeyer ins Auge und hielt ihm seine Verbrechen vor.

»Du bist der entsetzliche Mörder,« sagte er, »nicht ich. Du hast mich durch mein Weib zu der Blutthat dingen lassen; Du hast mich hierauf in einen völlig bewußtlosen Zustand versetzt und so meinen Arm geleitet, das Herz deines Freundes zu durchbohren. Geld, Geld, Elender, raubtest Du freilich nicht, das viele Geld, das Wagmann besaß, hatte dieser Tags vorher, wie von einer Ahnung getrieben, aus dem Hause gegeben, aber die Wechsel, die Du nicht einlösen wolltest, im Betrage von vierzigtausend Gulden, diese fandest Du, und das war dein Raub. Fahre zur Hölle, Scheusal!«

Es ist schon erzählt worden, daß Paul den elenden Hirschmeyer niederstach und sich dann selbst eine so schwere Wunde beibrachte, daß auch er nach einigen Minuten starb.

Dies Alles geschah so schnell, daß die von Schrecken und Entsetzen erstarrten Zeugen dieser Scene sie nicht zu verhindern vermochten.

Auf dem Fußboden liegend und mit dem Tode ringend wendete sich Paul an sein Weib:

»Dich tödte ich nicht,« sprach er, »Dir erzeuge ich nicht die Ehre, Dich vor dem schimpflichen Tode am Galgen zu retten. Du eingefleischter Teufel! Du entartetes Geschöpf, dem die Hölle so viel Gift in das Blut spie, daß Du damit Alles zu vergiften im Stande bist, was sich Dir naht . . . Mich hast Du zum Säufer gemacht und mich in der Trunkenheit zu deinen schändlichsten Anschlägen benützt! Möchtest Du dafür verzweifeln und in deiner Verzweiflung durch den Scharfrichter dein Ende finden!«

Paul, der diese Worte nur mit der größten Anstrengung und in abgerissenen Sätzen zu sprechen vermochte, sank erschöpft in sich zusammen und starb unter den furchtbarsten Zuckungen.

Der Wirth drang auf Entschädigung für das Blutbad, das in seinem Hause angerichtet wurde; er behauptete seine Schenke nicht wieder eröffnen zu können, weil selbst Wilddiebe und Schmuggler sich scheuen möchten, bei ihm einzukehren.

Wagmann's Bruder entschädigte ihn reichlich.

Die Kneipe wurde Tags darauf wirklich verlassen, und noch bis heute ist kein anderer Wirth gekommen, der den Muth gehabt hätte, diese Herberge zu beziehen.

Als die übrigen Verbrecher, die Gauner von Preßbaum abgeführt wurden, machte es keine geringe Mühe, das entsetzliche Weib von Margarethen zu bändigen, das Weib, das so viel Unheil anrichtete, und nun wohl fühlte, daß der rächende Arm der Gerechtigkeit ihre blutigen Frevel auf die entsetzlichste Weise strafen würde.

Anfänglich versuchte sie es, sich den Kopf an der Wand zu zerschellen, dann trachtete sie entfliehen zu wollen, endlich drängte sie sich an Theresen und hätte dieser sicher ein Leid zugefügt, wenn Christoph die Furie aus den Augen gelassen und Therese nicht geschützt hätte. Endlich gelang es, das entsetzliche Weib zu binden und gleich einem wilden Thiere auf einen Wagen zu werfen und fortzubringen.

Therese, Wagmann's Bruder und Christoph reisten zusammen von Walberg ab.

Therese zerfloß in Thränen und betete.

»Geist meines grausam hingeschlachteten Bräutigams!« sprach sie, »dein entsetzlicher Tod ist gerächt, dein Bruder und ich haben den Schwur, den wir für Dich geleistet, gelöst. Blicke liebevoll auf uns nieder, dein Schatten sei versöhnt.«

Therese heiratete nicht, obgleich ihrer Schönheit und ihrer Herzensgüte wegen, sich viele Freier meldeten, obgleich Christoph nach Jahr und Tag um ihre Hand warb.

Sie reiste in ihren Geburtsort und lebt dort noch bei ihren Verwandten zurückgezogen, den Freuden der Welt entsagend und nur mit ihrem Grame für den Geliebten vertraut.

Christoph ließ sich bei den Kürassieren anwerben. In einem Kampfe gegen die Ungarn soll er geblieben sein.

Wagmann's Bruder ist Kaufmann und hat eine brave Frau genommen.

Dies die Geschichte von Wagmann, seiner Braut, seinem Bruder und seinen Mördern.

Wir haben nur noch über »die Tischlerstochter« zu

berichten, die wir im Vorzimmer des Baron Rothschild zurückließen. Unsere Schilderung hat viele düstere Bilder entworfen und nur heiter war zuweilen das Gemälde aus dem Leben des halsstarrigen Schindler und seiner Marie.

Vielleicht gelingt es uns die Leser mit dem Schlusse unseres Romans in eine heitere Stimmung zu versetzen. Wir wünschen es.

Einundzwanzigstes Capitel.

Baron Rothschild und die Tischlerstochter.

Die Erschöpfung Mariens und die Angst um den Vater versetzten Müller in eine große Verlegenheit. Er wurde von Schindler gebeten, seine Anwesenheit nicht zu verrathen und dennoch hätte er so gerne gesagt, daß Schindler sich in demselben Zimmer befände. Er kämpfte sichtbar mit dem Entschlusse, was er beginnen solle.

Als Marie sich wieder erholt hatte, trat Georg zu ihr.

»Ich mache mir Vorwürfe,« sagte Georg, »daß ich den alten Mann zu sehr kränkte. Ich hätte ihm nicht sagen sollen, daß ich Dich verschmähe. Du warst als ich Dich früher als deinen Vater besuchte, ohnehin nicht dafür, deinem Besitz, namentlich auf solche Weise, zu entsagen; ich aber folgte Dir nicht und gehorchte nur meinem Kopfe. — Nun muß ich dafür büßen! Ich werde Dich auf jeden Fall verlieren und dein Vater wird mir fluchen. Er wird mich den undankbarsten Menschen unter der Sonne nennen und hat Recht! Eigentlich verdanke ich ihm doch alles was ich bin. Er gab mir Gelegenheit mich hervorzuthun; er wies mir die kostbaren Arbeiten zu und die Chatouille, welche ich dem Grafen überbrachte und diesen dadurch zu großer Erkenntlichkeit verpflichtete, nahm ich ohne seine Zustimmung aus seinem Magazin; dies war schlecht von mir und diese Eigenmächtigkeit werde ich mir nie verzeihen.«

»Ei was!« erwiederte die Haushälterin, »den Magazinschlüssel habe ich dem Alten stipitzt und was die Chatouille betrifft, die doch nur Sie gearbeitet haben, so bekommt sie ja Herr Schindler wieder zurück. Wie könnte ich mir denn über solche Dinge Vorwürfe machen!«

»Ich mache sie mir dennoch und mit Recht. In meinem ganzen Leben habe ich nichts gethan was sich nicht gebührt hätte, und hier habe ich mich, um dem Grafen Pahlmann gefällig zu sein, zu einem Schritte verleiten lassen, den ich tief bereue. Was werden wir nun beginnen, Marie, wohin sollen wir uns wenden, um deinen Vater zu finden?«

»Zur Polizei gehen wir und zeigen an, daß Schindler auf und davon ist,« erwiederte die Haushälterin.

»Warum nicht gar!« versetzte Georg. »Sollen wir den Greis auch noch bei der Behörde compromittiren? Nichts da! Herr Müller wird uns bei dem Herrn Baron melden und was der Baron uns rathet, das werden wir thun.«

Nun trat Waschhuber in dem Vorzimmer des Barons ein.

»Die Frau Haushälterin hat uns den Auftrag gegeben,« berichtete Waschhuber, »mit beizutragen, daß Herr Schindler aufgefunden werde und das Resultat dem Herrn Baron zu hinterbringen.«

»Wie? Ihnen, Herr Waschhuber?« fragte Marie ganz consternirt.

»Ja, uns,« versetzte Waschhuber, »aber wir kehren so gescheid zurück, als wir ausgegangen sind; obgleich wir es uns haben Geld kosten lassen, gefällig zu sein, so haben wir doch nichts ausgerichtet. Wir haben sogleich ein Du-

zend Leute ausgeschickt und die Ufer der Donau inspiciren lassen, haben nachgefragt, ob sich da nicht irgend ein rabiater Tischler ertränkte; wir haben den Prater, die verschiedenen Auen, ja sogar das Gatterhölzel visitiren lassen, ob besagter rabiater Tischler sich nicht erhängte, ja sogar im Stadtgraben waren wir und zwar dort, wo die Basteien am höchsten sind, ob kein Schindler von einer Bastion auf den Kopf gefallen; — keine Spur! Ja, eine Wäscherin ist beim Schanzel in den Canal gestürzt und ertrunken, aber was thun wir mit der Wäscherin? wir suchen einen sich selbst entleibt habenden Tischler.«

»Aber um Gottes willen! Herr Waschhuber, Sie haben ja meinen Vater auf das schrecklichste compromittirt. Ich kenne Ihre Weise.«

»Herr!« nahm Georg das Wort, »wer gab Ihnen das Recht einen der besten und achtbarsten Bürger Wiens auf solche Weise ins Gerede zu bringen? — Wenn wir nicht an einem fremden Orte wären, ich würde Sie über Ihr vorlautes, boshaftes Benehmen auf eine Art zurechtweisen, welche noch mehr Aufsehen machen müßte als Ihr wahnsinniges Betragen!«

»Hoho!« entgegnete Waschhuber, »was ereifern wir uns denn? Im Herzen wären wir doch froh, wenn der Alte in jenes Land hinübergegangen wäre, wo ein Tischler weder eine Wiege noch einen Sarg zu zimmern hat!«

»Nein, Herr, über Ihr Treiben komme ich außer mir. Obgleich gehaßt, verfolgt und verachtet vom Vater Schindler, möge Gott doch nicht zugeben, daß ihm ein Leid, eine Kränkung, ein Unfall begegne! — Ja, ihn wieder mit Marie vereinigt zu sehen, ihn wieder in seinem Hause und

froh und wohlgemuth bei seiner Arbeit zu wissen, dies wäre mein höchster Wunsch.«

»Ei! Was der Tausend! Sie entsagen ja förmlich der Marie? Nun wir wollen es glauben! Der Hochmuthsteufel sitzt schon in uns, weil wir seit heute Hoftischler geworden und den kaiserlichen Adler auf den Schild unserer Werkstatt malen lassen dürfen.«

»Was sagen Sie?« fragte Marie.

»Hoftischler wäre ich geworden?« setzte Georg hinzu, »Sie spaßen!«

»Hören Sie auf und thun Sie nicht so, als wenn Sie nichts wüßten! Das Decret ist ja seit gestern schon ausgefertigt; wir wissen Alles, haben überall unsere Ohren. Jetzt ist Ihnen freilich eine ganz gewöhnliche Bürgerstochter nicht genug, wir müssen eine hoffähige haben. Ich empfehle Ihnen die Hofschlosserstochter, diese hat auch noch ein Haus am »Hof.«

»Wenn dies wahr ist, Herr, so lege ich auch ehrfurchtsvoll mein Decret dem allerhöchsten Hofe zu Füßen, ja Geselle will ich neuerdings werden, wenn Marie ihren geliebten Vater wieder findet!«

Jetzt ging die Thür des Bureaus auf. Doctor Mühlbach trat heraus und Baron Rothschild begleitete ihn.

»Herr Schindler ist hier, sagten Sie, Herr Doctor,« begann der Baron. »Ich sehe ihn nicht. Wo ist er hingekommen, lieber Müller?« fragte er den Kammerdiener.

»Dort hinter dem Schirme befindet er sich und versteckt sich vor seiner Tochter.«

»Wie, Marie ist auch hier?«

Marie lief auf den Schirm hin, riß ihn vom Ofen weg und da saß nun Herr Schindler mit einem großen,

von Thränen feuchten Schnupftuch in der Hand und weinte und schluchzte wie ein Kind.

»Sei gepriesen, allmächtiger Gott!« rief Marie, »ich habe meinen Vater wieder!«

Sie sank freudig vor ihm auf die Knie nieder.

»Er hat jedes Wort gehört!« lispelte die Haushälterin Herrn Waschhuber zu.

»Pfui Tausend!« erwiederte Waschhuber, »nun wird es Grobheiten regnen und ich habe kein Parapluie bei mir.«

»Herr Schindler, was haben Sie?« fragte Rothschild. »Sie regen sich nicht? Sie sind so ergriffen, Ihre Augen schwimmen in Thränen!«

»Ich kann kaum sprechen vor Rührung und Freude,« sagte Schindler, »aber dieser da! dieser da!...«

Er wies auf Georg.

»Dieser da!« wiederholte Schindler, »ist ein Mensch, wie der Himmel nicht alle Tage einen auf die Welt setzt; komm her, Hoftischler.«

»Halt!« sagte der Baron, »das Uebrige muß in meinem Bureau abgemacht werden; dort hat der Roman mit dem »Baron und der Tischlerstochter« begonnen, dort soll er auch beendigt werden.«

Der Baron ließ Schindler mit seiner Tochter eintreten, Georg folgte, die Haushälterin schloß sich an, Waschhuber wollte sich auch herandrängen.

»Nicht weiter!« sagte Müller und stellte sich vor die Thüre; »ich wüßte nicht was Sie da drin zu thun hätten; wollen Sie denn den alten Mann noch mehr demüthigen?«

»Erlauben Sie,« versetzte Waschhuber, »wir sind hier-

her bestellt worden, Auskünfte zu geben, man wird uns hören wollen; wir sind auch nicht ungehalten, wenn man uns über unsere Bemerkungen den Kopf wascht und Stichreden versetzt, welche einen juchtenen Stiefel verletzen könnten, aber wir müssen dabei sein und alles wissen und alles hören was vorgeht.«

Schindler wurde über die Aeußerung Waschhuber's aufmerksam und bat den Baron:

»Ich ersuche Sie, Herr Baron, diesen Mann eintreten zu lassen. Ihm dank' ich es, daß ich einen Blick in das Herz Georgs werfen konnte.«

»Sehen Sie,« versetzte Waschhuber, zu dem Kammerdiener gewendet, »unsere Verdienste werden anerkannt, also bewegen Sie sich weg, Sie lebendiger Schlagbaum an der Pforte Rothschild's; wir gehören zu den Begünstigten dieses Hauses, wir kommen in das Innerste der Gemächer.«

Waschhuber trat ein.

Müller zog die Thür des Bureaus zu.

Als die Gesellschaft allein war, sprach Schindler:

»Herr Baron, Sie haben gesagt, ich würde Georg noch bitten müssen, daß er meine Marie zur Gattin nehme. Ich bitte ihn zwar nicht, weil er sie ohnehin nimmt, aber könnte er sich nur einen Augenblick besinnen, so würde ich keinen Anstand finden, ihm diese Genugthuung zu geben. Komm her, Marie, und umarme den kreuzbraven Menschen als deinen zukünftigen Gatten in meiner Gegenwart. Wenn er auch noch keine dreimalhunderttausend Gulden besitzt, so ist er auf dem Wege sie zu erwerben, und wird sie noch früher beisammen haben, als ich sie zusammenbrachte; er hat die Protection des

mächtigen Baron Rothschild und ich bleibe nicht zurück; Marie, Du erhältst fünfzigtausend Gulden Heiratsgut und . . .«

»Nicht einen Heller, lieber Schwiegervater, nehme ich an,« erwiederte Georg. »Ich bin jetzt schon so gestellt, daß ich eine Frau reichlich ernähren kann; — gibt mir Gott seinen Segen, so will ich mir Alles selbst verdanken, und Sie möge der Allmächtige so lange erhalten, bis wir unsere goldene Hochzeit feiern!«

»Das ist brav, lieber Georg,« erwiederte der Baron. »Sie zeigen bei jedem Anlasse Ihre honnetten Gesinnungen. Nun, Marie, reut es Sie, daß Sie sich an mich zur Vermittlung gewendet haben?«

»Wie? meine Tochter hat sich an Sie gewendet, Herr Baron?«

»Freilich, einen Blumentisch bei Ihnen für mich zu bestellen, war Mariens glücklicher Gedanke. Nur habe ich nicht einmal den bestellten Tisch erhalten, das ist das Allermerkwürdigste.«

»Herr Baron, seit acht Uhr Morgens,« versetzte Georg, »befindet sich der bestellte Tisch in Ihrem Gesellschaftssaal. Daß Sie diesen Saal noch nicht besuchten, ist mir leid genug.«

»Welche Ueberraschung!« rief der Baron.

Er ließ die werthvolle Kunstarbeit bringen.

Die Bewunderung, die sie fand, war allgemein.

»Das ist keine Mosaik,« rief der Baron, »die Blumen leben; die Zeichnung ist so wahr, die Farben sind so glühend wie in der Natur!«

Der Kammerdiener meldete den Grafen Pahlmann.

Der Baron ging ihm entgegen.

»Ich komme, lieber Baron,« sprach der Graf, »einen

wackern Mann hier bei Ihnen aufzusuchen, von dessen Hausleuten ich erfuhr, daß er bei Ihnen sei.«

»Georg,« fuhr der Graf fort, indem er sich an denselben wendete, »mit Ihrer Meisterarbeit von einer Chatouille haben Sie zwei gute Werke geübt. Sie haben Frau von Blümlein zu dem Besitze ihres entwendeten Goldes und Silbers wieder verholfen und als ich höchsten Orts Ihre treffliche Kunstleistung vorzeigen zu dürfen so glücklich war, erhielt ich für Sie das Decret, das Sie zum Hoftischler erhebt. Ich selbst überbringe es Ihnen.«

»O mein gnädiger Herr Graf,« rief Georg, »wie kann ich Ihnen je für diese Auszeichnung meinen Dank darbringen! und Ihnen, hochherziger, großmüthiger Herr Baron, wie vermag ich Ihnen zu vergelten, was Sie für mich gethan!«

»Machen Sie Marien glücklich!« erwiederte der Baron, »und Sie haben mir reichlich meine kleinen Aufmerksamkeiten für Sie vergolten.«

»Was hab' ich Ihnen gesagt?« drängte sich Waschhuber hervor und betonte: »Waren wir ein Lügner, als wir verkündeten, Sie seien Hoftischler geworden? Wir wissen Alles, wir erfahren Alles, wir sind in Alles eingeweiht.«

»Wer ist dieser Herr?« fragte der Graf, als er die Carricatur von einem Spießbürger bemerkte.

»Criminalgerichts-Beisitzer und äußer Rath, Armenvater, gewesener Cholerainspicient, Hausbesitzer auf dem Michelbairischen Grund und der Gemeinde-Schotteraufwerfungs-Commission Mitglied,« meldete Schindler.

»Criminalgerichts-Beisitzer?« fragte der Graf. »Kennen Sie zufällig das Stubenmädchen der Frau von Blümlein?«

»Wie mich selbst! Ich habe die Ehre sie bei jedem Verhör zu sehen. Eine charmante Person, sie hat zwar gestohlen, aber sonst höchst liebenswürdig!«

»Da Sie Alles wissen, kommt vielleicht in Ihrem Bureau auch der Proceß einer Frau oder eines Fräulein Süßmann vor?«

»Ich habe ebenfalls die Ehre sie persönlich zu kennen. Sie ist gestern erst wieder beim Verhör gewesen; äußerst anziehend, aber abgedreht, gesteht nicht das Geringste und hat die Caprice, daß sie mich nie ansieht. — Gestern kam sie in große Schwulitäten, sie wurde mit einem sichern Herrn Herzer confrontirt; dieser sagte ihr Dinge, daß sie gerne in den Boden gesunken wäre, wenn es nur möglich gewesen. Sie ist auch in den Hirschmeyer'schen Proceß verwickelt; Hehlerei, Diebstahl, Schwärzergeschichten, falsches Spiel, aber immer liebenswürdig, solid, delicat, acht Jahr Zuchthaus, durchaus distinguirt!«

»Und Heinrich Herzer?«

»Ein Jud, Herr Baron, aber voll Politesse. Unschuldig wie ein neugebornes Kind, aber wie ein schmutziges neugebornes Kind. Als sein Verhör zu Ende war und der Herr Rath ihm andeutete: er habe sich vollkommen gerechtfertigt, wollte er einen Gulden fünfzig Kreuzer für den Fiaker von dem Criminalsenat haben, den er des Regenwetters wegen aufgenommen und warten ließ. — Uebrigens ein humaner Mann, hat auch mich gegrüßt und dem Amtsdiener ganz herablassend erklärt, daß er nach Frankfurt abreise, da er wegen solchen Affairen nicht nach Wien gekommen sei.«

Der Baron und der Graf lachten über die Mittheilungen Waschhuber's. Hierauf lud der Baron die Gesellschaft zur Tafel ein.

Es wurde noch ein Stündchen im Salon des Barons conversirt und der Tag der Hochzeit Mariens mit Georg festgestellt. Bald hierauf trat der Tafeldecker des Barons ein und meldete:

»Daß aufgetragen sei!«

Die Gesellschaft verfügte sich in den Speisesaal.

Der Baron hatte wie immer eine Anzahl bekannter Personen eingeladen, Dichter, Schauspieler, Maler u. s. w.

Marie erhielt den Ehrenplatz neben dem Baron, Georg saß ihr zur Seite.

In welcher Umgebung saß Schindler?

Schindler saß zwischen Castelli und Schwarz, vis-à-vis von ihm erblickte er Blum.

»Hier ist es mir lieber als im Lerchenfelde und in Ottakring,« sagte Schwarz.

»Und ein braver Schwiegersohn ist mir lieber als der Improvisator,« meinte Blum.

»Und dieses Diner ziehe ich allen Riesenknödeln der Welt vor,« bemerkte Castelli. »Ehe wir noch von andern Dingen sprechen,« setzte Castelli hinzu, »bringe ich schon bei der Suppe den Toast aus:

»Es lebe der Baron Rothschild und die Tischlerstochter!«

»Hoch! hoch!« rief die ganze Gesellschaft.

Ende.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Bäuerle, Adolf,

Wien vor zwanzig Jahren, oder: Baron Rothschild und die Tischlerstochter
Roman von Adolf Bäuerle

Bd.: 2

Pest 1855